LEO FROBENIUS
DAS STERBENDE AFRIKA

O·C·RECHT·VERLAG
MÜNCHEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEO FROBENIUS / DAS STERBENDE AFRIKA

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht V

C. Arriens pinx. 1911

Posaunenbläser in Bida (Nupe)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5339.

LEO FROBENIUS

DAS STERBENDE AFRIKA

ERSTER BAND

MIT 30 ZUM TEIL FARBIGEN LITHOGRAPHIEN
UND 57 TAFELN

O. C. RECHT VERLAG / MÜNCHEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

COPYRIGHT BY O. C. RECHT VERLAG / MÜNCHEN 1923

VERÖFFENTLICHUNG DES FORSCHUNGSINSTITUTES
FÜR KULTURMORPHOLOGIE

Sg 17/278

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

4k/570 x 1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIESES WERK SOLL DER HEIMSTÄTTE
DES FORSCHUNGSINSTITUTES UND DES
AFRIKAARCHIVES
DER STADT MÜNCHEN
UND IHREN FÜRSORGLICHEN HÄUPTERN,
EINEM HOHEN STADTRAT
GEHÖREN

LEO FROBENIUS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

MORITURI TE SALUTANT

Groß ist der Glaube an die goldene Vergangenheit, heilig aber das Wissen von der Herrlichkeit der Zukunft. Denn der Sinn alles Lebens ist Aufstieg, der des Todes Wiederkehr, der des Seins überhaupt Wille zur Ewigkeit.

Unser heiliges Wissen von der Herrlichkeit der Zukunft ist erschüttert. Sturm fegt über die Erde. Die Wogen branden an den Deichen und Felswänden. Krachend prasseln die Trümmer in untergrabene Schluchten. Lawinen der Zerstörung wälzen sich über die Fluren des Lebens.

Es ist nicht die erste Sturmflut.

Große Teile der Erde wurden schon so über Nacht zur Wüste.

Nie aber war die Gewalt der Elemente so gesteigert wie heute, wo sie alle vom Menschen bewohnten Länder bedrohen, wo der Schall der donnernden Fluten bald bis zu den einfachsten Jägern fernster Urwaldwinkel wie zu den schlichten Nomaden der einsamsten Wüsten dringen wird. Denn diese Sturmflut wird die ganze Erde, soweit sie Menschen und irgend eine Spur von Kultur trägt, erschüttern.

Das Wetter stieg auf in Europa.

In Asien grollt es schon bis Indien und Japan.

Afrika bebt!

Gerade dieses Afrika, das drei Jahrtausende lang in ungestörtem Schlafe träumte.

Der dunkle Erdteil, der schwarze Erdteil, der Erdteil der schlafenden Rasse!

Afrika ist erwacht. Wir haben es geweckt.

Nicht zum Tageswerk der Arbeit, des Friedens —

Zum Zweikampf, zum Entscheidungskampf.

Auch Afrika wird zur Arena.

*

Wehe euch Blinden, die ihr das Schauspiel vor euern Augen nicht seht!

Die Kultur Westeuropas hat ihr Schicksal vollbracht.

Für sie, die auf der Höhe ihrer Macht angelangt ist, gibt es, wie stets in solchem Zustand, nur noch das Ich und das Du, das Wir und das Ihr, Römer und Barbaren.

Die Träger der Kultur Westeuropas sind die einen.

Alle anderen Völker sind diesen nur Umwelt.

Der Gegensatz ist gesteigert bis zum Beginn des Entscheidungskampfes.

„Ich oder Umwelt" lautet einmal wieder die Losung.

Nie vordem wurde solches Unternehmen mit so starkem Rüstzeug begonnen. Tausende großer Geister dienten den Institutionen des Geschehens. Millionen von Gelehrten schleppten in ameisenartiger Geschäftigkeit alles ihnen Tragbare zusammen. Unzählbar nach Köpfen ist der Heerwurm der Speicherknechte des materiellen Lebens. Religion gebar Wissenschaft, Wissenschaft zeugte Praxis. Materie mal Praxis heißt die Formel, die bedingungslos zu der Forderung führte:

„Meine Umwelt, diene oder stirb!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Damit brandete die Weltflut auf.
Schwarze Wolken sind aufgestiegen auch über dem Erdteil der schwarzen Rasse.
Die schwarze Rasse ist aufgeweckt.
Mein Ohr hört aus der Ferne schon die ersten Rufe der in die Arena Einziehenden.

*

Der schwere Schritt der schwarzen Gladiatoren dröhnt aus der Ferne hervor.
Wißt ihr, was das heißt?
Ich, der ich mehr und verschiedenere dieser Völker und diese oft näher als wohl irgend ein anderer unter den Brüdern meiner Rasse kennen und schätzen lernte, — der ich an Hunderten von Lagerfeuern, an Hunderten von Orten mit ihnen Leid und Freude teilte, — ich glaube, daß die Träger der Kultur Westeuropas von meinen Afrikanern nicht sehr viel wissen.
Es gab eine Brille des griechischen Zeitalters; durch sie betrachtet waren es „die unsträflichen Äthiopen".
Es gab eine Brille der römischen Kaiserzeit; durch sie betrachtet waren es „die guten Sklaven".
Es gab eine Brille gelehrter und hochstehender Islamiten; durch sie betrachtet waren es „die treuen Neger".
Dann aber kam Westeuropa.
Erst das brutale; das erschaute die Neger als dem Teufelsdienst verfallene Heiden, die mit Gewalt bekehrt und fürsorglich getauft nach Amerika in christliche Sklaverei geführt werden mußten.
Danach das gemilderte und wirtschaftlich raffinierte; dieses erkannte sie als „nützliche Völker", die man hütet, wie man sein Vieh versorgt, — die man eventuell auch als Soldaten auf europäischen Kriegsplätzen verwenden kann.
Gewiß haben Forscher und Denker der westeuropäischen Kultur vielerlei Gutes im einzelnen über die Völker und Kulturen Afrikas geschrieben. Den mitteleuropäischen Deutschen allein aber war es vorbehalten, in das tiefere Wesen dieser Menschheit einzudringen, ihr Schicksal zu erforschen und zu erahnen, ihre kulturelle Wesenheit zu erleben.
Das Bild, das sich da entrollt hat, ist ein gewaltiges. Es zeigt uns den schwarzen Riesen in seiner Größe vor 3000 Jahren, in der Herrlichkeit seines Schlummers, zeigt den muskelstarken Körper, den er, jetzt, nachdem er erweckt wurde, gähnend reckt.
Dies Bild will ich hier skizzieren — in wenigen starken Linien mit festen Konturen und in kräftiger Farbe. Und so wie ich dies Buch schreibe, ist es ganz bewußt, eine Werbeschrift. —

*

Dieses Buch ist eine Werbeschrift!
Ich werbe im Dienst einer hohen Pietät, die ich mit tief innerlichem Schauer vor der Herrlichkeit der Kultur empfinde, — einer hohen Pietät, die das Zeitalter des Materialismus in Westeuropa schon ganz verdrängt hat, die aber in Deutschland trotz der üblen Einflüsse der Nachbarschaft zu voller Entfaltung strebt und die da spricht: Erlebe die andern und du wirst dich erkennen und dein Geschick meistern.
Dieses Buch ist ein Mahnruf!
Dem Zeitalter der technischen Eroberung der Welt folgt eine Episode oberflächlichen Getändels mit exotischen Produkten und exotisch primitiver Kunst. Führende Geister erkannten die tiefe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bedeutung älterer Schichtung der Kultur und Kunstgeschichte. Dem darf sich nun nicht wahlloses Zusammenwürfeln und Wiederbelebung der Raritätenkabinette anschließen. Vielmehr fordert die Bedeutung der Angelegenheit ernste Vertiefung und gründliche Auseinandersetzung mit dem Gesamtleben als dem stilbildenden.

Und zum dritten ist diese Arbeit eine Warnung.

Aus dem Mittelalter ist uns eine kunstvoll geschaffene Unterschätzung der schwarzen Rasse Afrikas überkommen, die heute noch weit im Volke verbreitet ist. Im vorigen Jahrhundert haben wir das Innere des Erdteils erreicht und die Kultur in Wenigem verändert gegenüber dem Zustand des Altertums vorgefunden. Das erweckte den Anschein der Rückständigkeit. Es genügt nicht, sich diese beiden Tatsachen immer wieder vor Augen zu führen. Die Zeit fordert mehr.

Das alte Afrika ist erwacht.

Es ist erwacht, um in seiner altertümlichen Herrlichkeit zu sterben.

Aber ein Neues wird erstehen.

Unsere Aufgabe wird es sein, dem jüngsten der Erdteile und der jugendstark heranwachsenden Kultur der schwarzen Völker Achtung zu gewähren.

Das alte Afrika kann uns verkünden, was wir von dem jungen zu erwarten haben.

*

Das Werk erscheint in zwei Bänden, der zweite im Jahre 1924.

Meine Kollegen werden dem Verlag für die Sorgfalt, mit der er die Ausstattung, und Freigebigkeit, mit der er die Bilder gewährte, zu Dank verpflichtet sein. Alle Tafeln sind den Originalen des Afrika-Archivs und den Arbeiten der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition nachgebildet. — Die Gruppierung der Tafeln erfolgte aus buchtechnischen Gründen entsprechend dem Herstellungsverfahren. — Die Korrektur las in freundlicher Weise der Institutsassistent A. Ziegfeld.

In dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, geht mir die Nachricht zu, daß Kommerzienrat Goerz in Berlin verstarb. Er und sein liebenswürdiger Direktor Hahn haben uns stets für die Forschungsreisen die wertvollen photographischen Apparate herrichten lassen, denen die hier wiedergegebenen Lichtbilder ihre Entstehung verdanken.

LEO FROBENIUS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„ES WAR EINMAL“

ABER das ist kein „es war einmal“ aus dem Munde einer Märchenerzählerin, deren Hunderte und aber Hunderte von Gesichtsrunzeln den Verdacht erwecken können: sie, die Uralte reiche mit den Wurzeln ihres Wesens noch in die Tatsächlichkeit der Märchenwelt.

Nein, dieses „es war einmal“ bedeutet eine herrliche Welt, die ganz dicht hinter unserer Gegenwart in das Nichts versank — ein Meer der Unendlichkeit, dessen Eisdecke wir just nach langem Überritt verlassen hatten, als sie hinter uns für immer barst.

Ich erlebte noch Afrika als Freund der Afrikaner;

Parteilos;

Ein Teilhaber ihres Glückes;

Dankbar!

Danach barst die Einheit. Der Weltkrieg zertrümmerte Urteil, Güte, Freundschaft und Vertrauen der Menschen.

Ich wurde noch als befreundeter Gefährte fürstlicher Gesinnung von den Fürsten der roten Scholle empfangen. Jene Armen sind aber seitdem zu Sklaven europäischen Machtwillens geworden. Meinen Nachfolgern werden sie nur als Fronknechte entgegentreten dürfen — nur um zu vernehmen, wieviel Rekruten sie für diesen Krieg, wieviel Arbeiter sie für jenes Unternehmen zu stellen haben.

Europa zerstört.

Erst zerbrach Europa die hohe Kultur der Amerikaner.

Dann vernichtete es die schöne Lebenseinheit der Südseevölker.

Und nun zermürbt es die Würde Afrikas.

Von der Hörigkeit wurden die Afrikaner befreit, um als Sklaven auf den Kriegertheatern Europas elende Statistenrollen zu mimen. Dafür dürfen sie sterben. Ach, allzu teuer ist dieser Tod! Denn sie opfern dazu noch ihre Unschuld.

Die Europäer der Zukunft werden nicht mehr als Freunde der Fürsten empfangen werden, sondern als Fronvögte. Der Liebreiz, das Schöne, die Reinheit des Lebens unserer Tage ist dahin.

Wenig Jahre und:

„Es war einmal!“

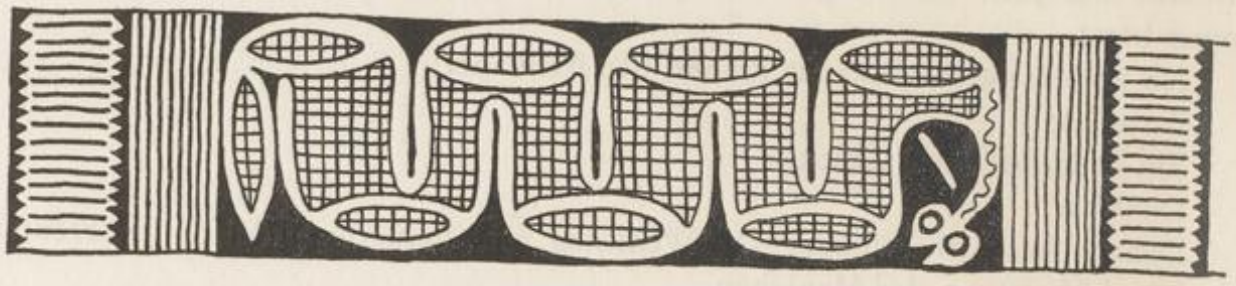
Ich aber will es hier versuchen, in einer Reihe von Bildern das Leben so festzuhalten, wie es uns noch reich und bunt, stark und eigenartig umflutete.

Wenn unsere Nachfolger dann in den letzten wenig berührten Winkeln noch einiges von all dem Großen und Packenden antreffen, so mag die Erfahrung im

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kleinen zusammen mit solchen aus dem Leben erwachsenen Bildern der Vergangenheit sie ahnen lassen, wie es einmal war:

Vor uns;
Vor den Zerstörern.
Das will besagen:
Dies, das alte, **mein** Afrika stirbt.
Ein anderes wird erstehen.



DIE PRACHT

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

I. DIE FÜLLE DES DASEINS

In unermeßlicher Fülle gleitet an unserem Auge das Schicksal der Menschen vorüber. So gewaltig ist dieser Reichtum, daß der Wechsel uns das Natürliche ist und daß wir Einförmigkeit und Übereinstimmungen mühsam suchen, um dem armen Denken ein Verständnis für das Fernere zu ermöglichen. Die Übereinstimmung finden wir aber nie und klammern uns an äußere Ähnlichkeiten, über die dann ein Streit entsteht. Ohne daß wir es wissen, ist gerade die Unmöglichkeit einer Gleichförmigkeit zweier Lebensformen die Grundlage unseres Lebens.

So ist es auch in Afrika.

In unendlicher Fülle strömt durch unsere Kenntnis das Geschick der Völker und Staaten, unermeßlich, unbestimmbar durch dem Verstand erschließbare Gesetze, unausdrückbar durch Chronologie und Geschichtsschreibung. Ein gewaltiges Fluten hinter uns, ein unüberbrückbar weit sich ergießender Strom, uns einem unbekannten Schicksal entgegentragend, — dem Meere des Jenseits, der unerdenklichen Zukunft, dem wirklichen Sein des Unfaßlichen.

So ist es auch in Afrika.

In unendlicher Fülle prangen die Kulturen in uns, um uns, hinter uns. Jungkeimende und morsch dahinsinkende, frühlingshafte Blütenprachten und herbstliche Fruchtfülle. Formen der Pracht und Gestalten des Elends. Die Fülle ist so gewaltig, daß kein Auge sie umgreifen kann. Die Unterschiedlichkeit ist so weit gespannt, daß kein Denker sie erklären kann. Die Schönheit aller zusammen ist ebenso gewaltig und erschütternd wie Gottes Natur. Uns ist nicht das Auge gegeben, solche Herrlichkeit zu sehen; das Auge, dem sie sich etwa darböte, müßte erblinden.

Nicht anders ist es in Afrika.

Gewaltig und alles umspannend ist die Wirklichkeit, aus der uns die Fülle der Farben, der Reichtum der Formen und die Unermeßlichkeit des Schicksals der Tatsachen entgegenströmen. Das menschliche Auge sucht nach Anfang und Ende, in Breite und Tiefe, in Höhe und Weite.

Anfang und Ende:

Gegensätze.

Nichts ist ohne Gegensätzlichkeit! —

Anfang und Ende:

Ergänzungen zu Einem, zum Ganzen.

Stets ergänzen sich zwei: Mann und Weib, rechts und links, Geburt und Tod, Tag und Nacht, Pracht und Elend.

Ich will euch von afrikanischem Leben erzählen. Es soll ein Buch der Freude sein.

Von der Pracht afrikanischen Daseins will ich berichten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

II. DIE LANDSCHAFT

WO soll ich hiermit beginnen?

Wo hat sich mir das Wesen afrikanischen Menschenlebens in seinem herrlichsten Prangen entfaltet?

Ich bin durch die Wälder gestreift. Talauf, talab bin ich in die düsteren Schluchten der in Lateritland versenkten Adern gestiegen, habe tagelang mich auf den gewundenen Wegen zwischen Urwaldmagnaten und Lianengewirr hingeschlängelt, bin mühsam über gestürzte Kadaver uralter Bäume gestiegen — (manchmal auch, oben angelangt, in das morsche Innere hineingestürzt, worauf ein Ausbruch von Moder und Larven, Insekten und übeln Gerüchen den unfreiwilligen Einsteiger umfängt! —), habe im Urwald gedarbt und dann nach Tagen ein Dorf mit fein geflochtenen Hütten und stilvoll naiven Menschen erreicht, — habe die ganze Schönheit ungestört reinen Lebens in geschlossenem Rahmen kennen gelernt, — die volle Entfaltung afrikanischer Pracht war das aber nicht. Denn einschichtig, einseitig und großartig in der Selbstverständlichkeit war dies. Jedoch es war das Geschick der Zurückgezogenen, der dem Leben Entflohenen, Entsagenden. Das Ganze war zu harmonisch, um den Gegensatz von Pracht und Elend als Anfang und Ende einer bunten Perlenkette zu zeitigen.

Ich bin durch die Wüsten gestreift. Ich habe da das harte Dasein des Wassermangels, die Großartigkeit der Sonnenauf- und Niedergänge, die gewaltigen Mondscheinnächte und den Sandsturm erfahren. Schön und erhebend war es, nach Tagen der Wanderung durch die höhere Steinwelt einen ersten Blick zu genießen — vielleicht durch eine Scharte im Gestein — in die unten liegende grüne Oase, in die Schönheit einer grünen Welt, auf grünende Felder, auf Wälder hochragender Palmen, auf Mandelbäume mit lieblichem Blütenschmuck. Von Oase zu Oase kam ich, sah das freundliche Leben fröhlicher Bauern inmitten armer Wüsten, durchstreifte die Märkte, die von Menschen erfüllt waren, die manches Mal dem harten Tod in der schlimmen Wüste getrotzt hatten. Frohsinn und Arbeitsamkeit webten ins Daseinsnetz freundliche Farbe. Aber Pracht und Elend standen hier nicht als Anfang und Ende einer freudigen Lebensschnur. Allzu schroff tritt hier der Kampf um das Sein bei den Wüstenfahrern dem bequemen Gleichmut der Oasenbauern entgegen.

Ich bin auch durch die Steppe gewandert, zu Fuß, zu Pferd, zu Kamel. Hunderte und Tausende von Kilometern weit. Wie oft bin ich zwischen dornigen Sträuchern, unter den buschigen Bäumchen, unter den Spitzen der über dem Reiter gen Himmel ragenden Riesengräser dahingeritten! Die Frische des Frühlingswindes und die glühende Sonne der Trockenzeit, die Kälte am Morgen, die Laue des Abends — ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kenne sie. Schier unübersehbar als Einförmigkeit, kaum je sich ähnlich in leichter Verschiedenheit, braun und grau und öde nach den Bränden des Herbstes, grün und duftig nach den ersten Frühlingsregen — nie aber leblos ist die Steppe. Tot ist die Wüste, — ewig lebendig jedoch dieses Steppenland, in dem überall das Leben gewärtig ist, den Wanderer zu überraschen: hier ein vorüberhuschendes Rudel von Antilopen, dort ein paar wunderlicher Vögel, hier eine Sau mit ihren Frischlingen, dort eine behaglich sich fortschlängelnde Schlange. Paviane juchzen und bellen in den Büschen, Singvögel jubeln gen Himmel. Nachts gröhlen Schakal und Hyäne. Nachts meldet dröhnend der Löwe den Antritt der Herrschaft vor den Lagern.

Der Urwald ein Refugium.

Die Wüste ein Denkmal organischen Todes.

Die Steppe die Heimat des Lebens.

Kratze im Frühjahr die Wildsprossen aus dem Steppenboden, wirf einige Getreidekörner hinein und im Herbst schlagen die gewaltigen Kornpflanzen über den Köpfen der Reiter zusammen. Ziehe mit einigen Schafen und Rindvieh in den Teil der Steppe, da ein Flußlauf sie durchströmt, wahre sie vor den wilden Tieren, schütze sie vor den Mängeln der Trockenzeit und in Kürze sind aus Paaren Herden geworden.

Weit geöffnet liegt der Schoß der Mutter Steppe vor dir. Stark und in unendlicher Fülle ergießt sich aus ihm der Reichtum des Lebens. Säe, und du wirst tausendfach ernten, hürde und du wirst Vielfältiges hüten.

Das in den Urwald Geworfene wird überwuchert.

Das in die Wüste Getriebene muß verkümmern.

Der in der Steppe gepflegte Samen aber quillt und keimt, grünt und mehrt sich bis ins Unfaßbare.

Glücklich das Dasein der Bauern in der Steppe! Denn sie ist eine gute, eine ernste, eine strenge und eine gerechte Meisterin. Sie lehrt den Menschen harte Arbeit und Achtung vor dem Leben. Sie wirft sich nicht hin wie die Metze Urwald, die stets üppig und wollüstig alles aufnimmt, alles in tiefsten Zügen einschlürft, die gierig gebiert, aber in Geburt nach Geburt strotzt, so daß jedes vom Nachfolgenden verschlungen wird, — die in reichem Nehmen und Geben den Menschen erschlaffen, verweichlichen und jeden festen Sinn in Träumerei verschwimmen läßt.

Nein, Mutter Steppe ist so nicht; sie ist anders; sie ist sehr streng. Jedes Ding fordert hier seine Sorgfalt. Jede Nachlässigkeit bedrückt. Furchtbar ist die Zuchtrute der Mutter Steppe. Dies ist ein Bündel aus versagenden Regenzeiten, vorüberziehenden Viehseuchen und das Land verheerenden Räuberhorden.

Glücklich und gesegnet ist das Leben der Steppenbauern. Sie leben in kleinen Gemeinwesen. Sie leben nur sich und der Arbeit. Keine Macht, kein Übermäßiges

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

drängt sie ab vom Tagwerk. Mann und Weib kennen die segnende Kraft der heiligen Feldarbeit. Ihr Vieh ergeht sich fast unbeachtet und spendet den Segen seiner Fruchtbarkeit.

Aber ein Ausbleiben eines Regengusses im Frühling bedeutet Hungersnot im Herbst.

Der Einbruch einer Viehseuche rafft alles Vieh dahin.

Die Überschwemmung der weithin und überall zugänglichen Steppe durch ein wanderndes Reitervolk heißt volle Verwüstung, Abschluß glücklichen Daseins, Versklavung und Tod als Sicherheit.

Aber nicht nur Bauern birgt die Landschaft.

Auch die Städte sind die Kinder der Mutter Steppe. Es sind die, an denen sich uns die Größe ihrer Lebensmaße am klarsten erweist. Die Städte erblühen spontan, sporadisch inmitten der Bauern. Fremde erbauen sie. Eine Macht wird zur Mitte eines Netzes, dessen strahlenförmige Fäden Verkehr und Handel, die Gedanken einer neuen Welt von Wünschen und Vorstellungen hin- und hergeleiten. Stämme und Völker vereinigen sich hier. Das Netz faßt das Leben des Landes und das der Stadt zu Einem zusammen. Glänzend erhebt die Stadt sich, glänzend, schnell, prunkend.

Wenig kümmert die Stadt die Mißernte im Nahen; das in weiterer Entfernung Geerntete schützt sie vor dem Schlimmsten.

Bedeutungslos wird die Schnitterernte der Seuche. Ziegen ersetzen die Milch der Kühe. Und bald sind aus entlegenen Ländern neue Herden herbeigeschafft.

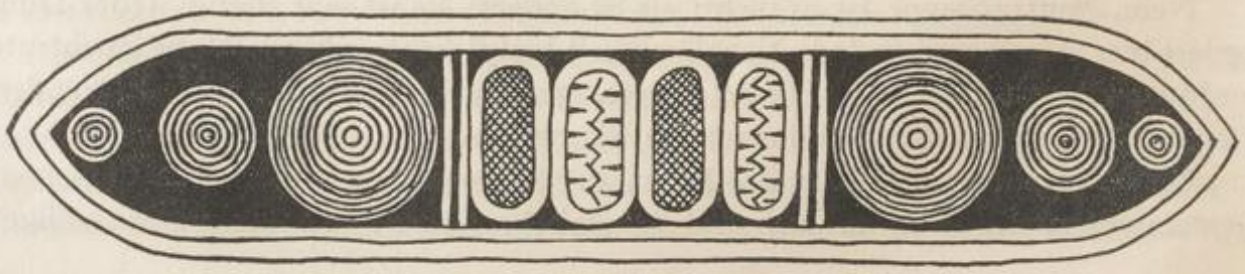
Denn das Land ist hier gleichbedeutend mit der Fesselung des Lebens in nächster Umgebung, — die Stadt aber mit der Ausdehnung des Lebens über den weiteren Raum.

Wehe aber, wenn die wilden Horden räuberischer Reiterschwärme über die flache Steppe dahinbrausen. Ich stand an mancher Ruine ausgedehnter Städte, die am Tage noch ahnungslos atmeten und nachts zu solchem Skelett zusammenbrachen.

Solchergestalt ist das Leben der Steppe in Land und Stadt gleich groß, stark, schicksalsschwanger.

Hier entfaltet Afrikas Leben seine höchste Blüte. Hier stehen Pracht und Elend scharf gegeneinander.

Hier im Mittelpunkt der Steppe, in der Stadt, will ich die Pracht Afrikas zeigen.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

III. DIE HEILIGE POLIS

VON der Stadt aus, aus dem Leben der Stadt, aus der Seele der Stadt der afrikanischen Steppe will ich das Bild der Pracht afrikanischen Daseins gestalten.

Vieler Art sind afrikanische Städte.

Bunt ist ihr Schicksal.

Da sind Städte, die gingen hervor aus dem Nestbau begabter Räuberhauptleute.

Erst waren es Schlupfwinkel, dann wurden sie zur Heimat des Sklavenhandels und üppigen Weltlebens und zum Stapelplatz der Beute. Sie entstanden über Nacht und entschwanden zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang. Besonders der Osten ist reich an solchen Erscheinungen.

Zum andern gibt es Städte, die bildeten sich in der Nachbarschaft von Erzgruben. Sie bestanden, so lange die Gruben eine Hegemonie weithin ausgebreiteter Metallversorgung bedeuteten. Entdeckung anderer Erzlager und Umsichgreifen von außen eindringenden Imports bedeuteten ihr Ende.

Endlich aber und vor allen Dingen besitzt auch Afrika die Stadt heiliger Gründung. Sie ist heimisch im Westen zwischen Senegal und Tsadsee. Ihrer Abstammung nach gelangte sie von den Syrthen aus in das Land Fezzan, in welchem die alten Garamanten noch lange Hüter uralter Kultur waren, — dann über Ghat und Asben in den Sudan, in dem die Mande noch Bewahrer der Tradition sind. Von einem Manne dieses Volkes stammt die Beschreibung der Gründung solcher heiligen Stadt, wie sie hier folgt:

Adlige, Horro, waren die Gründer. Es waren zumeist die Söhne stadtbesitzender Ritter, denen nach dem Erbschaftsrecht kein Edelsitz zufiel. Solche taten sich zusammen und zogen mit ihren Barden (Djalli) und treu ergebenen Schmieden (Numu) aus in die Ferne. Sie wählten einen Platz an einem Seitenflusse eines Stromes, nicht zu nahe seiner Mündung in das Mutterwasser. Die Numu mußten durch Orakel feststellen, ob der Ort geeignet sei und glückliche Zukunft verspreche. Hühner wurden ausgesetzt. Wurden sie von Schakalen und Hyänen gefressen, so war die Zukunft düster. Überstanden sie eine Nacht, dann konnte man Gutes erwarten. Danach ward mit der Arbeit begonnen, zu der umwohnende Bauern angehalten wurden. Aber nicht jede Zeit war gut. Nur der Tag des ersten Auftauchens des ersten Mondviertels war ersprießlich. Der Platz wurde im Kreis oder im Viereck umsteckt. Vier Tore wurden von vornherein vorgesehen, eines nach Osten, eines nach Norden, eines nach Westen, eines nach Süden. Dreimal zog die ritterliche Jungmannschaft mit den Schmieden und mit einem jungen gattungsstarken Stier um den Platz. Die Stellen, die im Gehege schon freigelassen waren für die Tore, wurden übersprungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das erste, was in dem Raume Aufnahme fand, war nicht Menschheit sondern Vieh, nämlich der junge Stier zusammen mit vier Kühen. Man wartete, bis der Stier drei von den Kühen besprungen hatte, dann wurde er geopfert. Man tötete ihn, aber in der zeremoniellen Weise, indem man ihm, der jung und toll umhersprang, von hinten her die Fesseln durchschlug, so daß er brüllend und zornig zusammenbrach und mit seinem Blute weithin den Boden netzte.

Sein Fleisch ward zum Teil im Feuer verbrannt, zum Teil verzehrt. Die Horro, Djalli und Numu, die damit ihr erstes Mahl im Raume der zukünftigen Stadt genommen hatten, waren solcherweise blutmäßig für alle Zeit, für sich und alle Nachkommen verbrüdert. Nie durfte einer die Tochter eines der anderen berühren, stets mußten sie einander Treue bewahren — Treue bis zum Tode.

Das Glied des jungen Stieres ward über dem Feuer gedörrt und zunächst in einem hohlen Raume in der Mitte des umfriedeten Platzes beigesetzt. Das fand statt am Tage der letzten Sichel des Mondes. An diesem Tage wurde über der Höhlung mit der Reliquie ein Altar in Form eines Phallus errichtet. Daneben wurde noch eine Opfergrube eröffnet. Das Blut floß später in diese stets zu Zeiten des Mondwechsels. Drei Tiere wurden stets auf dem Altar dargebracht. Dazu in anderen Zeiten vier Tiere über der Opfergrube.

Nun konnten die Menschen ihren Einzug halten. Hütten und Häuser wurden errichtet, Die Handwerker begannen ihre Arbeit. Alles Leben aber spielte sich in der Stadt selbst ab, nicht außerhalb der Umfriedigung. Kein Markt, zu dem Leute von außerhalb kamen, durfte vorerst abgehalten werden, kein Handwerker durfte seine Ware nach außerhalb verkaufen. Kein Ritter durfte auf Raub ausziehen, niemand durfte noch heiraten, auch durfte kein Stier geschlachtet werden.

Drei Monate zumindest währte dieser Zustand.

Den Zusammenhang des Nächsten, wie es mir der Mande berichtete, kann ich mir nicht als Regel denken. Hier hat alte Sage, wohlgepflegt im Kreise immer sich erneuernder aber uralter Geheimkunde, wohl mehreres zusammengefaßt, das heute als ein gewöhnlich Zusammentreffendes, früher aber wohl als ein kaum mehr als einmal Zusammenfallendes zu verstehen ist.

Aber das ist ja das Herrliche dieser alten Sagen, daß sie die Buntheit, den Formenreichtum, die Erscheinungen auseinanderfließender Zeiten und Räume weithin überrieselnden Lebens in eine Hand, in eine Nußschale zusammenfassen. Diese alten Sagen sind wahr, weil sie immer Eins sind und nichts Abweichendes kennen.

Also der fernere Bericht lautet:

Nach dem Opfertode des ersten Stieres lebt nur noch ein diesem in allem gleichender Bruder als einziger Stier in der Umfriedigung. Wenn nun die Zeit der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sonnenwende kam, riß dieser Stier sich los und rannte aus der Umfriedigung in das Land hinaus. Im Lande draußen raste er umher, bis er vor der Hütte einer mannbaren Jungfrau aus edlem Blute stehen blieb. Stets war es eine Jungfrau, nie war es ein Mädchen, dessen Schoß schon eröffnet war, stets war sie schön, stets makellos am Körper und gut und ergeben den Vorschriften der strengen Numu.

Vor der Hütte oder dem Hause der Jungfrau blieb der rasende Stier stehen. Dort stand er, bis die nachfolgenden Horro und Djalli und Numu aus der neuen Stadt ihn fanden. Diese gingen in das Haus. Sie fanden die schöne Jungfrau. Sie trugen sie heraus. Sie feierten sie. Die Barden besangen ihre Schönheit und Tugend. Die Numu weihten sie, indem sie Korn über sie ausstreuten. Im Jubel ward die Jungfrau auf den Rücken des Stieres gehoben. Der Stier ließ es sich gefallen. Auf dem Rücken des Stieres ritt sie der neuen Einfriedigung zu. Dreimal führte der Stier sie um die Umfriedigung. Der Umritt erfolgte nach dem Lauf der Sonne. Dann betrat er die Umfriedigung von Osten.

Kaum aber war der Stier in den Kreis der Umfriedigung eingetreten, kaum war er hier bis zur Mitte gedrungen, so wurden der Stier und die Maid mit dem Speere geopfert, der Stier über dem Altar und die Jungfrau über der Grube. Dazu sangen die Barden ein Lied, in welchem die Hochzeit zwischen Sonne und Mond gefeiert wurde. Denn der Stier ward als Symbol des Mondes, die Jungfrau als Symbol der Sonne angesehen. Die beiden Leichen wurden danach hoch geehrt.

Die Leiche der Jungfrau wurde dann links, die des Stieres rechts vom Osteingang beigesetzt. Das Blut beider ward wohl aufbewahrt als große und heilige Sache. Über den Leichen wurden die Pfeiler des Tores errichtet.

Mit Holz und Lehm wurden die vier Tore aufgerichtet. Darauf folgte die Errichtung des Stadtwalles zwischen den Toren. Aber schon die Vollendung der Tore erschloß die Stadt dem Verkehr. Nachdem der Stier seine kostbare Beute in die Umfriedigung getragen und somit der edelste Gast Aufnahme gefunden hatte, durften die Einwohner die Stadt zum Zwecke von allerhand Unternehmungen verlassen. Waren die Tore vollendet, durften sie sie rückkehrend wieder betreten.

Jetzt entwickelte sich der Handel.

Aber er nahm einen eigenartigen Weg zum Aufschwung.

Die Neugründung der Stadt ward im Lande nicht gern gesehen.

Die Herren der Stadt wurden zu Herren des Landes.

Die Polis war gegründet, das umwohnende Volk ward zu Heloten und Periöken.

Die Polis regierten die Adligen. Wahrhaft Adlige waren es. Eine schöne Reihe der Gesänge der alten Barden haben wir aufzeichnen können. (Vergl. Atlantis-Ausgabe meiner Sammlung bei Eugen Diederichs in Jena, Band VI.) Ein großes

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leben spiegelt sich in ihnen, ein wahres Mannestum, edle Rittergeste und adliger Rittergeist. Stark und stolz und unbändig waren sie. Hoch stand ihr Sinn, edel und in gewaltigen Ausmaßen waren ihre Taten. Fein, klug und herb-vornehm waren die Frauen dieser Zeit.

Solcher Art war das Geschlecht der Gründer der heiligen Städte.

So ward eine solche heilige Stadt als Polis gegründet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

IV. DIE MÄCHTIGE PFALZ

VIELE Jahrhunderte, ja Jahrtausende trennen unsere Zeit von der der aus dem Norden kommenden Einwanderer der heiligen Stadt, der Polis in Afrika.

Mittlerweile kam von Osten her die Welle der Kultur, die eine andere Art von Städten gründete, solche von der Art einer Pfalz.

Uralt ist auch dieser Geist, dessen formende Kraft zuletzt in diesen Stadtbildungen endete, uralt auch auf afrikanischer Erde und zumal im Osten des Erdteiles. Viele Wandlungen erlebte er. Er erwuchs aus der Gestaltungskraft tiefer Erschütterung und endete in einem sich reckenden und sich dehnenden Machtgefühl. Seine letzten Formgebungen sind es, die die heute noch bestehenden innerafrikanischen Städte erfüllen.

Nicht adliges Rittertum, sondern ein tiefinnerliches Priestertum steht hier am Anfang. Erst sind ihrer fünf, von denen vier den fünften weihen. Der fünfte ist der Hervorragendste in allen Tugenden, der Fürtrefflichste von allen, der Gottbegnadete. Ihn heben die vier anderen auf den Altar des Lebens, auf dem er thront, wie ein Gott, von dem aus er als der auf der Erde wandelnde Gott Weisheit verkündet und richtet, die Opfer der Jahreszeiten bestimmt und die Ausführung der alten Gebräuche überwacht. Der Gottkönig ist er vom Tage seiner Wahl durch die vier anderen Priester bis zum Tage, da die gleichen vier anderen Priester ihn dem — Tode weihen.

Denn er lebt nur eine vorgeschriebene Zeit als Gottkönig auf dieser Erde, um nach Ablauf des letzten Tages getötet und dadurch zum Gott in der anderen Welt zu werden. Grausam und über alles barbarisch erscheint dem Sinne der Heutigen solcher Brauch, solche Anschauung. Aber was weißt du Menschenkind des Zeitalters der Polizei und der Lebensversicherung, der Pension und der Gewerkschaftskassen von den gewaltigen Stürmen weltenformender Überzeugung? Was verstehst du noch von der Zeit, in der die lodernde Seele des Menschen Religionen wie aus Vulkanen spie? Unendliche Größe zeichnet die Seelen jener aus, die Jedes zum Opfer brachten und jeder Zeit bereit waren, sich selbst ihres Glaubens wegen freudig in das Jenseits zu stürzen.

Ich selbst habe noch solche Gottkönige über die rote Erde wandeln sehen, die nahe dem Ende der vorgeschriebenen Lebensbahn standen. Freudig sahen sie dem Ereignis ihrer gewaltsamen Übersiedlung ins Jenseits entgegen. Ihre Wirkung von dort aus war ihnen eine schöne Aufgabe. — —

Wellen kamen und trugen Ausgleichendes über die Lande. Jetzt ward er ein König, ein Kaiser, umgeben von vier Erzfürsten, der Reiche gründete. In der Mitte residierte der Herrscher. Vier Provinzen, nach den vier Himmelsrichtungen gelagert, umgaben die Residenz. Die Residenz ward zur Hauptstadt. Eine Landeshauptstadt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

inmitten eines Reiches. Ich nenne eine solche eine Pfalz. Eine Pfalz ist der Gegensatz einer Polis. Die Polis ward stets der Keim, aus dem die Pflanze Kultur sich über die Lande ausbreitete. Sie war ein Primäres, eine Pfalz dagegen war ein Sekundäres. In ihr vereinigte sich alles wie in einem schönen Gefäße. Die afrikanische Polis war Quelle der Kraft, die afrikanische Pfalz Sammelbecken der Macht.

Die Pfalz war der Inbegriff großen und reichen Lebens. Naturgemäß. Denn als der Gottkönig mit dem Willen zum Leben im Jenseits sich in den Weltkaiser mit dem Willen zur Macht auf der Erde wandelte, da fielen alle Herrlichkeiten der irdischen Welt in seinen Schoß. — In breiter Bahn wallte die Schar der Staatengründungen von Osten her über Afrika hin. Groß ist die Zahl der Namen alter Reiche dieser Art. Altgeschichtlich ist der Name eines Meroe, sagenhaft das ältere Abessynien, ganz leise nur noch vernehmbar im Rauschen der Sagen der Ruhm des uralten Kasch oder Kusch. Daran schließen sich nach Westen an: Dar Fur, Wadai, das zerfallene Zoghavareich, Bornu, Fumbina, Kororofa, die sechs Haussastaaten, Songhai, Mossi, Melle und andere.

Vieles wissen wir heute schon von der Geschichte dieser Staaten, vieles können wir uns erahnen.

Den Höhepunkt erreichen die aufblühenden Pfalzen aber, als die sie schaffende Welle von Osten her über das Gebiet flutete, in welchem die Polis, die Burgstädte sich eingeheimatet hatten, d. h., als sie Haussa- und Nigerländer überrieselte. In diesem Augenblicke paarten sich zwei Welten: Macht und Kraft, Üppigkeit und Mannestugend, Herrensinn und Kaufmannstum. Jetzt erreichte die Pfalz die Höhe ihrer Schönheit.

Ich habe solche Herrlichkeit noch erlebt.
Kommt und laßt euch führen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

V. EINZUG IN DIE PFALZ

TAGELANG hat der lange Zug der Expedition sich durch wilde Steppe gezogen. Dann und wann quert er Bauernland. Dann sind zur Rechten und Linken, zwischen weite Brachen zerstreut, sorgfältig angelegte Äcker gelegen. Scheu staunen die Frauen dem fremdartigen Zuge entgegen. Abends wird gelagert an Bachläufen oder bei Brunnen, die dann Mittelpunkt kleiner Gemeinden sind. Die Feuer werden entzündet, Lasten gestaffelt, die Reittiere abgerieben und gefüttert. Das Essen wird bereitet und verteilt. Behaglich lagern die gesättigten Leute zwischen den Feuern. Ein unendliches Wohlsein breitet sich über dem Lager aus. Die Ermüdung nach anstrengendem Tagemarsche, die Sättigung nach reichem Mahle machen sich bemerkbar. Immer stiller wird es im weiten Umkreis, nur der Führer sitzt noch an seinem kleinen Tische und trägt beim kümmerlichen Licht einer Kerze die Beobachtungen des Tages ins Reine.

Weites Schweigen der Natur. Es ist so still, daß man das Atmen der Hunderte von Schläfern hört. Nur etwa der Schrei einer vom Geruche der Küche angelockten, das Lager umstreifenden Hyäne, auch wohl das Grollen eines hungrigen Löwen durchbricht die Stille. Dann wiehern die Pferde, dann erheben sich einige Schläfer, schüren die niederbrennenden Feuer an, bald aber versinkt alles wieder in die schwere, alles umfassende Ruhe.

Gegen Morgen zieht ein kühler Hauch über das Land. Die Schlafenden wickeln sich unwillkürlich fester in ihre Decken und die Älteren hüsteln. Bald danach beginnt das Volk der Hähne zu krähen und allerhand Vogelgetier im Busch zu zirpen, zu trillern, zu schlagen, zu singen. Hier und da läßt sich ein erstes Gähnen vernehmen. Vom Kochplatz geht das erste Signal erwachenden Lebens aus. Der Kessel wird aufs Feuer gesetzt. Danach erschallt auch das mahnende Wiehern der Rosse. Die Pferdeburschen versorgen sie.

Der Morgen graut.

Bida, der Trompeter, ergreift sein Horn!

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!"

Im Nu recken sich aus wunderlichen Bündeln Arme und Köpfe. Erste Scherzworte fallen. Die Marschtoilette wird gemacht. Ein Imbiß ist schnell genossen.

Das zweite Signal ertönt.

Ein jeder sucht seine Last, freut sich, wenn er eine bequemere als die am vorhergehenden Tage ermogeln kann und schimpft, wenn das Pech ihm heute eine weniger beliebte aufhalst. Ein jeder wickelt sein Tragkissen neu, lehnt den Stock gegen einen Baum und —

Das dritte Signal ertönt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Lasten werden aufgenommen. Die Herren des Stabes und die farbigen Häuptlinge schwingen sich in den Sattel. Das Ganze setzt sich in Bewegung.

Wenn die Sonne aufgeht, zieht sich die lange Kette durch die Landschaft, Hunderte von Menschen, die die Einsamkeit der Steppe für ein paar Stunden belebt machen. Die lange Kette zieht sich durch buschige Steppe, durch dornige Steppe, durch grasige Steppe.

Tagein, tagaus, immer einem Ziele zu — der Stadt, der Residenz eines Emirs, eines Sultans, eines Königs, eines Kaisers entgegen.

Der große Tag bricht an. Heute sucht jeder sein bestes Kleid hervor, das er in einem Bündel auf seiner Last getragen hat. Sorgfältig putzen sich alle. Höherer Frohsinn belebt heute die Menge. Tage der Ruhe, die feine Küche der Stadt, ein buntes Marktleben und zweifellos galante Abenteuer stehen bevor. Der Aufbruch klappt heute noch besser als sonst. Der Weg fliegt heute unter den Füßen dahin. Wenn der Leiter sonst achten muß, daß die Kette sich nicht verzettelt, muß er sie heute ordnungsmäßig zurückdrängen.

Gegen 10 Uhr zieht die Spitze einen sanften Hügel herauf. Als sie oben anlangt, sieht sie vor sich ein buntes Bild. Hunderte von Reitern in bunten Kleidern haben sich da aufgestellt. Sie setzen sich in diesem Augenblick in Bewegung, — nicht in Trab, sondern in Galopp. Sie brausen heran. Sie sind ganz nahe. Mit einem Ruck hält die ganze Schar. Alle springen von den Pferden, werfen sich auf die Erde. Drei Führer treten weiter vor. Auch sie knien nieder, berühren mit der Stirne den Boden und bringen dann in würdiger Sprache die Grüße des Herrschers dar.

„Sei ein Freund unserem Fürsten,
Bringe Segen und Heil,
Bring Frieden.

Der Fürst aber erbittet alles Gute für dich und die Deinen von Gott.

Der Fürst bittet dich, sein Land als dein Land, seine Kinder als deine Kinder, seine Stadt als deine Stadt anzusehen.

Alles ist dein, denn du wirst durch deine Güte alles mehren und bessern.

Du sei der Herr, der Fürst dein Diener.

So spricht mein Fürst durch meinen Mund zu dir.

Sei gegrüßt!“

Der zierlichen Rede folgt freundliche Antwort. Dann erheben sich die bunten Männer und springen in die Sättel. Nun ist der Stab umgeben von fröhlichen Reitern. Jeder Häuptling hat schnell zwei Freunde. Langsam und gemessen schreitet da die Bewegung fort. Zur Rechten und zur Linken tänzeln jetzt Reitergruppen hin und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

her, stürmen voraus und zurück, schießen ihre Gewehre ab und jauchzen. So geht es eine Weile.

Wieder zieht sich die Menge einen Hügel hinauf. Wieder eröffnet sich der Blick auf eine bunte Reitergruppe. Noch größer, noch bunter ist sie als die vorige. Würdig reitet auf weißem Pferde eine ernste Gestalt. Die Masse der Reiter tobt hin und her, die Gestalt auf dem weißen Pferde verbleibt in fester Ruhe. Bis dicht an den fremden Gast heran reitet der Ernste. Langsam steigt er vom Pferde. Auch er kniet nieder und berührt mit der Stirne den Boden. Dann aber erhebt er sich, reicht dem Führer der Fremdlinge die Hand und spricht:

„Der Fürst sendet mich, den Wezir, seinen ersten Diener, daß du ihn als deinen letzten Knecht annehmest."

Die Reitermassen sind nun schon mächtig angeschwollen und scheinen die ganze Gegend mit ihren Spielen zu erfüllen. Je toller aber ihr Treiben ist, desto gemessener reitet der Reichsverweser neben dem Fremdling einher.

Die Mauern der Stadt tauchen über den hochragenden Kornfeldern auf. Hunderte und Tausende stehen auf den Dächern der Häuser, auf den Mauern. Am Tore der Stadt sind wieder Reitermassen versammelt. In ihrer Mitte ist eine Schar von etwa einem halben Hundert Leuten, die alle in Kleider leuchtend roter Farbe mit grünem Kantenbesatz gehüllt sind. Das sind die Fanfarenbläser.

Beim Betreten der Stadt beginnen diese ihr Werk. Fünfzig fast zwei Meter lange Metallrohre schmettern den Gruß in die Luft. Hundert Kesselpauken werden gerührt. Hunderte von Menschen schießen ihre Gewehre ab. Tausende aber jauchzen ihr Grüße, von der Straße aus, von den Dächern aus, von den Kronen der Palmen, von Mauerzinnen herab.

Und doch ist Ordnung.

Musterhafte Ordnung.

Nicht einen Augenblick wird die Bewegung des Stabes, dem sich immer mehr kleine Fürsten und hohe Beamte angeschlossen haben, gehemmt. Ohne daß die Leitung sich darum zu kümmern brauchte, werden die Träger auf Seitenwegen zur Lagerstätte geführt. Nie ist im Tumult solcher großen, fast heiligen Empfangszeremonien auch nur der kleinste Gegenstand entwendet worden. Nie werden die immer noch auf den Straßen umherschießenden Reiter ein Kind verletzen oder einem Fußgänger sonst ein Leid antun. Nein, es kommt nichts an Häßlichem, Störendem vor. Oftmals habe ich solche Szenen erlebt, nie aber von einem Unglück, das dabei vorgekommen, vernommen. Es ist, als ob sich das Ganze aus sich selbst und aus eigenem Triebe entwickle, als ob alles ein ungezwungenes Spiel, eine Selbstverständ-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichkeit sei. Und doch haben in diesen Augenblicken die auch in diesen Städten vorkommenden Polizisten nichts zu tun.

Ein wildes, tolles Bild ist es, das sich da entrollt, ein Leben mit gewaltigen Entladungen. Ungehemmt ist der Jubel, unerhört die nur durch Extase erklärbare Sicherheit der tollkühnen Ritte, unheimlich und alles andere als „nur barbarisch" der Rhythmus und Klang der Posaunen und Kesselpauken.

Tagelang zogst du durch die Einsamkeit der Steppe, durch die Ruhe, durch das Schweigen.

Und nun plötzlich dieses Tosen um dich! Diese Eruption der Lebenskraft!

Aber ruhig und gemessen, wie du selbst dich inmitten der Stürme halten mußt, reitet neben dir der Wezir, der höchste fürstliche Beamte in ehernem Schweigen, eherner Bewegungslosigkeit.

Die Straße verbreitert sich. Wir müssen nahe dem Palast sein. Da — ein allgemeines Stocken — der Wezir hält — die Reiter sammeln sich zur Rechten und zur Linken, langsam zurückweichend — der Platz vor mir wird frei — jetzt sehe ich, mir soll die höchste Ehre zuteil werden — der Fürst kommt uns in eigener Person entgegen.

Dort hält er auf prächtig mit buntem Lederwerk geschmücktem und gesatteltem weißen Roß. Selbst weiß gekleidet. Das Haupt bis auf die Augen gehüllt in den weißen Turbanschal. Über seinem Haupte der farbenreiche fürstliche Sonnenschirm. Dahinter die Kriegsgarde, die Leibwache des Herrschers. Als vordere Reihe eine Gruppe von Reitern in schweren Panzerkettenhemden. Auch ist ihr Kopf geschützt von Eisenhelm mit Kettenschleier. Dahinter die berühmte Wattepanzerrotte, die schwere Kavallerie. Roß und Reiter geschützt von dicken gesteppten Mänteln und Röcken. Um den Herrscher halten die Großen des Reiches und die Prinzen. Als wir näher kommen, steigen alle Leute seiner Umgebung vom Pferd, nur er reitet langsam vorwärts. Als die Pferde sich gegenüberstehen, steigen wir beide ab. Wir begrüßen uns, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte schüttelnd.

„Gott segne dich!"

„Gott erweise dir meinen Dank!"

„Sei mir ein geliebter Herr!"

„Werde mir ein verehrter Freund!"

Wieder aufs Pferd. Wir reiten nun nebeneinander. Ernst, gelassen, gleichsinnig. Die Reiter und das Volk jubeln. Gewehrschüsse krachen. Posaunen und Kesselpauken dröhnen. Die ganze Stadt scheint ein einziges Branden von Jubel und Jauchzen. Wir reiten bis zum Palast, der sich hoch zum Himmel ragend vor uns erhebt. Nur Lehm und Stroh. Aber ein Stil. Ein Eindruck. Kein gestohlener Schnörkel, kein törichtes Prunken mit verzettelndem Kleinkram. Hoch und würdig steht das Gebäude da.

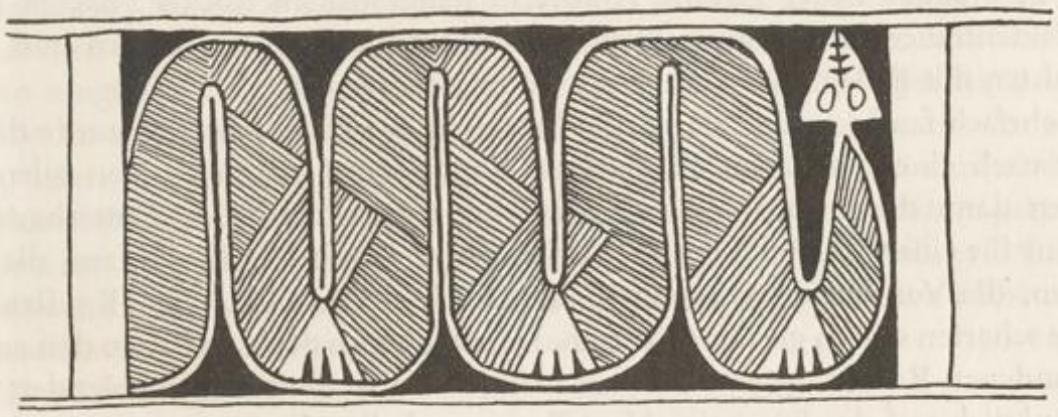
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir steigen vom Pferd, der Fürst reicht mir die Hand. Hand in Hand schreiten wir zum Tor. Rechts und links ist eine weite Fläche von Menschen, die sich niedergeworfen haben, mit der Stirn die Erde berühren und Segenswünsche murmeln. Die Menschen jauchzen und rufen das „Heil" ihrer Art. Die Posaunen dröhnen, die Kesselpauken wirbeln. Wir treten durch das Tor, das sich hinter uns und den Großen schließt und —

Alsobald schreiten wir durch wohltuendes Schweigen über weiche Teppiche hin zu einem Raume, in welchem weiche Bodenverkleidung und vielerlei Kissen zum Niederkauern, zur behaglichen Ruhe und feinsittigem Plaudern auffordern.

Wir sind geborgen in der Pracht der afrikanischen Pfalz. Die Schlummerer der nun kommenden Nächte werden nicht mehr gestört durch das Heulen von Schakalen und Hyänen, durch gellendes Fordern hungriger Löwen, durch das Wiehern erschreckter Pferde, durch das schwerfällige Rauschen einer jagenden Eule.

Draußen vernehmen wir nun die regelmäßigen Schritte der die Sicherheit der uns angewiesenen Häuser beaufsichtigenden Wächter des Fürsten.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VI. DER MARKT

EIN solches Reich ist wohl zu vergleichen einer Fläche, über die ein gewaltiges Spinnennetz ausgebreitet ist. Die einzelnen Fäden sind die Straßen. Inmitten des Straßennetzes sitzt die jagende Spinne. Alles, was in das Netz der Straßen gerät, fällt zuletzt der aufmerksamen Spinne in die Arme.

Zweimal in der Woche ist großer Markt. Dann strömen von allen Seiten die Menschen zusammen. Da sind kamelreitende Tuareg und Teda, die bringen Steinsalz aus Bilma. Da sind Fulbe aus den weiten Wiesenländern, die treiben Vieh vor sich her. Da sind fast nackte Heiden aus den Bergrefugien, die schleppen Korn heran. Aus dem Süden kommen Händler mit Kola, aus dem Norden Steinperlhändler, aus dem Osten Verkäufer wertvoller Amulette.

Am Nachmittag beginnt der Markt. Tausende und Abertausende strömen dann durcheinander. Der Chef des Marktes hat mit seinen Aufsehern und Steuereinnehmern vollauf zu tun, um Ordnung zu halten. Auf solchen Märkten habe ich fünfzehntausend, zwanzigtausend und dreißigtausend Menschen versammelt gesehen. Vertreter von hundert und mehr Völkern waren hier versammelt. Männer aus der Wüste in braunes Leder gehüllt, Araber in feingestickten Röcken, nackte Heiden und Heidenfrauen, mit nichts bekleidet als einem Blätterschmuck vorn und hinten, Fulbehirten mit Fellen, Südstämme mit Palmfasergeweben.

Mehrfach fand ich, daß der große Markt in der Pfalz geweiht wurde dadurch, daß er nach einem heiligen, allgemeinen Gottesdienst stattfand. Von allen Seiten strömten dann die reichgekleideten Menschen zusammen. Das Gotteshaus selbst hatte nur für einen Bruchteil der Menschen Platz. Der Adel, die Prinzen, die hohen Beamten, die Vornehmen versammelten sich hier. Das Volk, viele Kaufleute und Fremde scharten sich in großen Gruppen. Da standen sie denn zwischen den an Ästen angebundenen Rossen, gegenüber dem heiligen Gebäude in der strahlenden Sonne.

Pünktlich traf der Fürst ein. Vom Turm erschallte die Stimme des Rufers zum Gebete. Der Gottesdienst begann. Andächtig erhoben sich alle. Aus tausend Mündern erscholl das Lob des Herrn. Tausend Leiber erhoben sich und beugten sich.

Groß und bedeutend war dies! Tiefe und Reinheit wirkten hier. Daß sie den Herrgott anders nennen als wir, daß sie ihre Verehrung anders ausdrücken, ich habe das nie als ein Trennendes empfunden. Ich habe immer nur in meinem Innern darüber gejubelt, daß es noch Menschen und Völker gibt, die in der Unschuld ihres Herzens so laut und naiv sich zum Ruhme Gottes vereinigen und es nur natürlich finden, auch öffentlich ihn zu preisen und auch öffentlich vor ihm sich auf die Erde zu werfen, wo wir es nicht einmal im Kämmerlein vermögen, uns in so schlichter Weise zu demütigen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seht, das ist die Schönheit des einfachen Herzens. Unser aber ist der Fluch der Überhebung und das Martyrium der Intellektualität.

Vereinigung in inbrünstiger Erhebung leitet den großen Markt ein, Zerstreuung in allen Arten des Frohsinns zeichnet alle Besucher und Teilnehmer, Verkäufer und Käufer aus. Und wie sollte man da nicht ganz vergnügt werden! Schlendert nur durch die Stände der Speise feilhaltenden Frauen. Der Duft von all den herrlichen Kuchen und Saucen steigt schmeichelnd in die Nase. Verlockend prunken da die schönsten und herrlichsten Kleider am Boden. Gern geht man dorthin und zieht einmal ein neues Kleid über. Heiterkeit zieht ein mit dem neuen Gewand. Feiner Duft geht aus von dem Tische des Kaufmanns, der Schmuckperlen und Ketten, Ringe und Parfüms, Rosenöl und Moschus ausgestellt hat.

Tausende und Abertausende ziehen lachend umher.

Lachen und Geschwätz erfüllt die Luft. Für Trübsinn ist hier kein Platz. Gern wirft ein jeder den Künstlern des Jahrmarktes seinen Obulus hin. Denn da es ein großer Markt ist, gibt es auch Schaustellungen, die ihr Recht auf Einnahme in ihrer Fremdartigkeit haben. Schlangenbändiger zeigen hier ihre Künste. Aus den Bergen sind naive Kinder der Natur im Naturgewande gekommen, die führen hier ihren heimischen Tanz auf. Vor allem aber erfüllt auch Musik die Luft. Hier kratzt einer auf einer einfachen Geige, dort klimpert ein anderer auf einer Gitarre und noch weiterhin ringt ein mit ernster Miene der Frau Musika Huldigender einer Art Klarinette die allermerkwürdigsten Töne ab. Lachen, Jubel und Geschwätz erfüllen die Luft. Hier schwindet der Kummer. Auch der Bettler sieht nur schelmisch-trostlos in die Welt und eine alte Frau, die mit den letzten Erdnüssen auf den Markt gekommen ist und vorher nicht so recht gewußt, wie sie die Not am nächsten Tage bekämpfen solle, kann sich nicht denken, daß aus all diesem Reichtum an Frohsinn nicht auch ihr ein freundliches Schicksal heraustropfen wird.

Und sie hat Recht!

Das Elend der verschämten Armut —

Das Elend der Lebensverbitterung —

Das Elend der Schwermut —

Das Elend zerschollener Ideale —

Das Elend der unaufhörlich zum Unglück Verurteilten —

Alles dieses Elend und dazu noch manches andere gibt es hier nicht.

Tief ist hier die Lebensfreude. Tiefer als bei uns. Gewaltig sind aber auch die Schläge des Schicksals. Unberechenbar herrischer und unvergleichlich vernichtungs-gewaltiger als in unseren Ländern.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VII. DIE HERRLICHKEIT DES TODES

DAS was mir immer symbolisch als das Bezeichnende für den Lebensablauf der Völker der weiten Steppen Afrikas erschien, ist, daß hier die Steine so selten zu Tage liegen. Nur zu einem brauchen diese Menschen den Stein: zur Herstellung der Mahlsteine, auf denen die Frauen das Korn der täglichen Nahrung zerreiben. Oft wurden die Steine viele Tagereisen weit herbeigeschleppt. Deshalb fehlt hier die Sprache der Steine. Die Vergangenheit hat dieses Organ nicht, um mit seiner Hilfe in die Zukunft zu verkünden.

Und doch ist sie, die Vergangenheit, auch hier nicht stumm, o nein, der Mangel an Steinen beraubt niemals dem Wandel der Dinge die Möglichkeit, hinüberzuklingen in die späteren Zeiten nach dem Erlöschen der Zeitgenossen! Wieviele Möglichkeiten gibt es, die große Geschichte von Werden und Vergehen zu belauschen! So viele! Es ist ja eine Einbildung der Menschen, daß wir nur in der Gegenwart leben. Nur wollen wir das nicht anders. Die Menschen glauben sich einengen zu müssen auf den flüchtigen Augenblick, sie machen sich blind gegen die Wirklichkeit jenseits des Zeitlichen. Wenn die Menschen nicht so töricht wären, würden sie verstehen, daß jedes Messer, das sie benützen, sie mit der Zeit verbindet, in der es die Menschen einer Urzeit benützten — würden sie wissen, daß jedes Gesetz, dem sie folgen, eine Fülle der Erlebnisse und Umbildungen in sich birgt, würden sie von heiliger Scheu ergriffen werden vor der Ehrwürdigkeit der Ackerfrucht, in deren Dasein eine unendlich tiefe und weite Geschichte von der Heiligkeit ersten Anbaues, pietätvolle Verehrung hoher Gottheit und rauschenden Gleitens der Völker und Kulturen verborgen liegt.

Steinarm sind die Steppen Afrikas.

Aber stumm sind sie nicht.

Schweigend künden sie Großes aus der Vergangenheit.

Tritt mit mir auf diesen Hügel. Blick mit mir hinab in jene Senkung, die sich bis zum Horizont ausdehnt. Gestrüpp bedeckt sie. Aber dazwischen ragen einige Riesen empor. Es sind bizarre Boabab-Bäume. Ihr Stamm ist so mächtig, daß fünf Männer nicht genügen, ihn mit ausgebreiteten Armen zu umspannen. Betrachte genau ihren Standort. Gewahrst du, daß sie in einem mächtigen Kreise stehen? Sieh, das sind die Reste einer alten Pfalz, die letzten Künder einstiger Pracht, die Zeugen einer großen Vergangenheit.

Reite mit mir durch den Raum, aber achte auf die Hufe des Pferdes, denn hier möchte es stolpern über die Reste eines alten, durch Brennen hart gewordenen Erdofens, hier einbrechen in eine Höhlung, die einst das Versteck irgendwelcher Schätze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war. Kümmerliche Erhebungen, die im Kreise sich ziehen, sind die letzten Anzeichen der Hütten der Armen, mehr viereckige Hügel die einstiger Paläste. Und überall, wohin du im Kreise der Baumriesen reitest, triffst du Spuren vergangenen Lebens.

Auch hier blühte einmal eine Pfalz.

Auch hier herrschte einmal ein Kaiser, vor dem Scharen von Bauernvölkern zitterten.

Auch hier erfüllte einmal fröhliches Lachen, unbezähmbar scheinende Lebensfreude, Scherzworte und Musik an Tagen der großen Märkte die Luft.

Vielleicht noch an einem Tage, um am folgenden für immer zu verstummen.

Denn scharf und hart, schnell und ohne Vorrede schnittert das Schicksal in Afrika. Heute noch ein Land blühender Gesundheit. Morgen eine Krankheit und der Tod Tausender. Heute noch blühende Felder soweit das Auge reicht. Morgen ein Sturm und der unabwendbare Hungertod. Heute noch eine blühende Stadt. Morgen unversehens ein Überfall und damit auch ihr Ende.

Schnell und jubelhaft wirbelt die Pracht der afrikanischen Größe auf. Kurz und radikal ist ihr Ende.

Wir wissen von vielen großen Städten, von vielen herrlichen Reichen, die in diesen Ländern weithin und weither als Erste, Bewunderte, Beneidete leuchteten. Über Nacht verlöschten sie.

Aber ist es nicht etwas Herrliches um einen so schnellen Tod? Ist es nicht wundervoll, daß immer alles gemeinsam zugrunde geht, daß so wenige in ein Elend entrinnen können, um etwa doch zuletzt mit ihrem bißchen Dasein ein verbittertes Leben zu vollenden? Handelt hier nicht der Tod großartiger und gütiger, gnädiger und gerechter, indem er nicht lange zaudert, nicht lange auswählt, nicht erst ein jämmerliches Gezeter um Gnade aufkommen läßt. Ist der afrikanische Tod nicht ein barmherziger?

Was soll ich euch Kindern eines „gemäßigten Nordens" etwas zu zeigen versuchen, was der Mann des Südens unendlich trefflicher erzählt! Hört also ein Märchen des klugen Volkes der Haussa!

Es ist ein Loblied auf die Pracht afrikanischen Zerbrechens.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIII. DIE HEXE

GEWISSE alte Frauen machen wohl den Markt gut, aber sie zerstören das Haus. Sie sind entweder trocken, und dann ist ihre Haut wie Leder und ihr Herz ohne Blut. Oder sie sind gequollen, und dann ist ihr Fett übelriechend und ihr Kopf voll von Gift. Ihre Haare sind borstig und weiß, und man kann keine Fäden daraus spinnen, sondern nur einen Strick daraus drehen, an dem sich die Menschen erhängen. Ihre Brüste hängen lang und leer herab, weil die Kinder alles herausgesogen haben, was darin Gutes war. Nicht einmal der Teufel kann sie übertreffen.

Denn das erzähle ich hier:

Im Lande Matasu ging ein Mann, der nicht sehen konnte, ein Makapho (Blinder). Der Makapho trat durch die Birni (Stadttor) in die Stadt. Der Makapho begegnete bald einem alten Weibe, das hatte sein Haus nahe dem Stadtwall. Der Makapho ging die Straße entlang. Das alte Weib sah, daß der Mann blind war. Das alte Weib sagte: „So ist es gut."

Das alte Weib ging zu dem Makapho und sagte: „Du bist ein Blinder! Jedermann tut den Blinden Gutes. Allah wird mir aber Gutes tun, wenn ich dich in meinem Hause aufnehme. Komm mit in mein Haus und wohne bei mir." Der Makapho sagte: „Es ist gut, ich will bei dir wohnen. Ich habe nichts weiter bei mir als diesen Korb." Die Alte sagte: „Komm nur, ich will dir einen Raum zeigen." Die Alte brachte den Makapho in den Raum.

Der Makapho sagte zu der Alten: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne. In diesem Korbe habe ich nun ein Hühnchen mitgebracht. Kannst du das Huhn herausnehmen, für das Huhn sorgen und sehen, ob es Eier legt?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Huhn sorge." Die Alte nahm das Huhn. Der Makapho ging. Als der Blinde gegangen war, nahm die Alte sogleich das Huhn, schlachtete es und bereitete eine gute Speise. Dann aß sie das Huhn auf.

Als der Blinde den Tag über auf den Markt gegangen war, kam er abends heim zu der alten Frau. Der Makapho fragte: „Wie geht es meinem Huhn?" Die alte Frau sagte: „Ach, das Huhn, das Huhn! Das jämmerliche Huhn! Mein Makapho, Musurru (Schakal oder Katze) hat dein Huhn gefangen und gefressen." Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Huhn helfen."

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho; jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf einen reichen Mann. Der reiche Mann hatte seinen Leuten gesagt, sie sollten seine Ziege hereinbringen, damit er sie besichtige. Der reiche Mann besah seine Ziege. Der reiche Mann sah den Blinden. Der reiche Mann schenkte dem Makapho seine Ziege und sagte: „Nimm die Ziege. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm die Ziege. Makapho ging mit der Ziege nach Hause.

Der Makapho kam mit der Ziege in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du meine Ziege nehmen und für meine Ziege sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deine Ziege sorge." Die Alte nahm die Ziege. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib die Ziege sogleich und brachte sie zu einem Schlächter. Sie verhandelte die Ziege an den Schlächter. Der Schlächter schlachtete das Tier und verkaufte das Fleisch.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meiner Ziege?" Die alte Frau sagte: „Ach die Ziege, die Ziege! Die jämmerliche Ziege! Mein Makapho, Kurra (die Hyäne) hat die Ziege gefangen und zerrissen." Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meiner Ziege helfen!"

Am andern Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho. Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben!" Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf einen Madugu (Karawanenführer). Der Madugu war mit vielen beladenen Eseln in die Stadt gekommen. Der Madugu hatte alles verkauft und war nun reich geworden. Der Madugu zählte nach, was er verdient hatte. Der Madugu sah den Blinden. Der Madugu nahm einen Esel, schenkte ihn dem Blinden und sagte: „Nimm diesen Esel! Allah wird mir dafür Gutes tun!" Makapho nahm den Esel. Makapho ging mit dem Esel nach Hause.

Makapho kam mit dem Esel in sein Haus und sagte zu dem alten Weib: „Kannst du meinen Esel nehmen und für meinen Esel sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und deinen Esel sorge." Die Alte nahm den Esel. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib sogleich den Esel und brachte ihn auf den Ssongo (Rastplatz der Händler). Auf dem Ssongo fragte sie: „Ist hier nicht ein Mann, der einen guten Esel kaufen will?" Die Leute kamen und betrachteten den Esel. Ein Mann kaufte den Esel. Die alte Frau nahm das Geld und kam wieder nach Haus.

Abends kam Makapho wieder heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Esel?" Die alte Frau sagte: „Ach, der Esel, der Esel! Der unglückliche Esel! Ich gab ihm zu fressen. Ich gab ihm wohl zu viel zu fressen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Esel wurde sehr stark und riß die Schnur durch und lief davon." Makapho sagte: „Dann will ich wieder gehen und will den Esel suchen." Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho! Bedenke, daß du blind bist. Ich bin herumgelaufen und habe den Esel gesucht. Ich kann sehen, aber ich habe den Esel nicht gefunden. Wie willst du, Makapho, nun den Esel finden?" Der Blinde sagte: „Du hast recht. Aber Allah wird mir zu meinem Esel verhelfen."

Am andern Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben!" Der Blinde ging. Der Blinde ging durch die Stadt. Der Blinde traf auf den Galadima (Stadtoberster). Die erste Frau des Galadima hatte ein Kind geboren. Es war der erste Sohn des Galadima. Alle Leute kamen und entboten dem Galadima ihren Gruß. Der Galadima empfing alle die reichen Leute. Der Galadima sah den Blinden. Der Galadima sagte: „Bringt mir ein Pferd." Man brachte dem Galadima ein Pferd. Der Galadima sagte: „Gebt dem Blinden das Pferd. Ich schenke es ihm. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Pferd. Makapho ging mit dem Pferde nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Pferde in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Kannst du wohl mein Pferd nehmen? Kannst du mein Pferd festbinden und für mein Pferd sorgen?" Das alte Weib sagte: „Das soll geschehen. Allah wird mir Gutes tun, wenn ich für dich und dein Pferd sorge." Die Alte nahm das Pferd. Der Blinde ging wieder fort. Als der Blinde gegangen war, nahm das alte Weib das Pferd und ging damit zum Serki Kassua (Marktchef). Die Alte sagte zum Serki Kassua: „Hier ist ein gutes Pferd. Ein Fremder hat es mir übergeben, daß ich es verkaufe." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd jung ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd groß ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Die alte Frau sagte: „Du siehst, daß das Pferd stark ist." Der Serki Kassua besah das Pferd. Der Serki Kassua kaufte das Pferd. Die alte Frau rief zwei Leute, die ihr das Geld nach Hause trugen.

Abends kam der Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde fragte die Alte: „Wie geht es meinem Pferd?" Die alte Frau sagte: „Sei still und sprich nicht so laut, daß die anderen Leute es hören können." Der Blinde sagte: „Ich frage ja nur, wie es meinem Pferde geht! Was ist mit meinem Pferde?" Die alte Frau sagte: „Sei still! Ich sage dir, sei still, daß die anderen Leute dich nicht hören! Ein großer Mann der Stadt kam vorbei. Der große Mann sah das Pferd. Der große Mann der Stadt nahm das Pferd an sich." Der Blinde sagte: „Ich will sogleich nach dem Pferde fragen, das mir der Galadima geschenkt hat." Das alte Weib sagte: „Mein armer Makapho!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bedenke, daß du blind bist, bedenke, daß jener ein großer Mann der Stadt ist. Wenn du zu ihm kommst, tut er uns mehr Schlechtes." Der Blinde sagte: „Du hast recht. Ich bin blind. Allah aber wird mir mit meinem Pferde helfen."

Am anderen Morgen stand der Blinde früh auf. Makapho sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho! Jeder gibt dem Blinden gerne. Geh hin! Man wird dir reichlich geben!" Der Blinde ging. Der Blinde ging über den Markt. Der Blinde ging weiter. So kamen ihm Reiter und Soldaten entgegen. Es kam ihm der Jerima (Thronfolger) in der Mitte der Lifidi (Wattepanzerreiter) entgegen. Der Jerima kam aus dem Kriege. Der Jerima hatte eine Stadt zerstört und Pferde und Kamele erbeutet. Der Jerima sah den Blinden. Der Jerima winkte einem seiner Leute und sagte: „Bringt mir das große Kamel her, das wir mitgebracht haben." Das Kamel wurde gebracht. Der Jerima schenkte das Kamel Makapho und sagte: „Nimm das Kamel. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Kamel. Makapho ging mit dem Kamel nach Hause.

Der Makapho kam mit dem Kamel in sein Haus. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich habe von Jerima ein sehr gutes Kamel geschenkt erhalten. Kannst du das Kamel wohl versorgen, so daß es nicht weglaufen und nicht weggenommen werden kann?" Das alte Weib sagte: „Das kann ich tun. Du wirst dein Kamel hier vorfinden, wenn du wieder nach Hause kommst. Allah hört, was ich sage." Makapho gab dem alten Weibe das Kamel. Die Alte brachte das Kamel zur Seite. Sie band es an. Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde gegangen war, band die Alte das Kamel los und trieb es hinaus an den Bach, damit es dort trinke. Die alte Frau gab dem Kamel schlechte Medizin, damit es sterbe. Das Kamel starb aber nicht. Die alte Frau gab dem Kamel noch mehr Gift. Das Kamel wollte aber nicht sterben. Das alte Weib nahm viel Gift und schob es ihm in den Hals. Das Kamel starb nicht, aber es legte sich hin und schrie. Als das Kamel sich hingelegt hatte, rief das alte Weib Männer herbei, die vorübergingen. Das alte Weib sagte: „Kommt, kommt, das Kamel des blinden Mannes will sterben. Kommt her und schlagt es tot, damit es nicht so stirbt." Die Männer kamen dicht heran. Die Männer sahen, daß das Kamel des Blinden sehr krank war. Die Männer stachen das Kamel tot mit ihren Lanzen. Dann banden die Leute Stricke an die Beine des Kameles und schleiften es in die Stadt. Sie kamen an das Haus der Alten. Das alte Weib sagte: „Laßt das Kamel hier vor der Tür liegen." Das alte Weib sagte: „Allah wird euch für den Dienst, den ihr dem Blinden erweist, belohnen."

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Der Blinde stieß mit dem Fuß gegen die Beine des toten Kameles. Der Blinde sagte: „Kai! (Haah!) Alte Frau! Du legtest Brennholz an die Tür des Hauses, wenn ein Blinder bei dir wohnt? Soll der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Blinde hinstürzen und sich die Glieder zerschlagen?" Das alte Weib sagte: „Hast du schon einmal Brennholz gesehen, das Beine und einen Kopf hat?" Der Blinde sagte: „Wie ist das?" Das alte Weib sagte: „Fühle es an, du wirst finden: das Holz ist dein Kamel. Das Kamel ist gestorben. Man hat dir ein verwundetes Kamel gegeben. Hier an der Seite hatte es einen Kakaph (Lanzenstich) bekommen." Der Blinde betastete das Kamel. Der Blinde nickte mit dem Kopfe. Der Blinde sagte: „Allah wird mir mit meinem Kamele helfen."

Am anderen Tage stand der Blinde früh auf. Er sagte zu dem alten Weibe: „Ich will sogleich ausgehen und sehen, ob ich etwas gewinne." Das alte Weib sagte: „Tue das, mein Makapho. Jeder gibt dem Blinden gerne! Geh hin! Man wird dir reichlich geben." Der Blinde ging. Der Blinde kam durch die Stadt. Der Blinde kam zu dem Hause des Königs.

Es war der Tag des großen Salla (Jahresfest). Alle angesehenen und reichen Leute kamen zum König herein und begrüßten ihn. Der König gab jedem sein Essen. Der König schenkte dem einen ein Pferd, dem andern ein Kleid. Makapho saß an der Torhalle. Der König sah Makapho. Der König sagte: „Ruft mir den Blinden!" Die Leute brachten den Blinden herbei. Der König sagte: „Es ist das große Salla. Ich will dem Blinden hier ein großes Geschenk machen." Der König sagte: „Bringt mir ein Mädchen. Bringt mir eines meiner schönsten Mädchen." Die Leute brachten es. Der König besah das Mädchen. Er sagte: „Ja, das ist es, was ich haben wollte. Das schöne Mädchen hier will ich dem Blinden schenken. Mein Blinder, nimm dies Mädchen und heirate es. Ich schenke es dir. Allah wird mir dafür Gutes tun." Makapho nahm das Mädchen. Makapho ging mit ihm nach Haus.

Der Makapho kam mit dem Mädchen in sein Haus und sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das Mädchen. Es ist ein schönes Mädchen. Es ist heute das große Salla. Der König hat es mir geschenkt, daß ich es heirate. Willst du für das Mädchen sorgen?" Das alte Weib sagte: „Mein Makapho, ich will für das Mädchen sorgen, wie du es nicht denken kannst. Du wirst es sehen, wenn du wiederkommst. Allah hört mich." Der Blinde sagte: „Du willst sagen, daß kein Tier es nimmt. Du willst sagen, daß es von keinem Mann weggenommen wird. Du willst sagen, daß es nicht verloren geht." Das alte Weib sagte: „Kein Tier soll es nehmen, wenn du mich nicht als Tier ansiehst. — Kein Mann soll es wegnehmen, wenn ich es nicht selbst gebe. Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn es verloren gehen sollte!" Der Blinde sagte: „Daß du schlimmer und stärker bist als der Teufel, kann noch niemand glauben. Hier nimm das Mädchen." Der Blinde ging wieder fort.

Als der Blinde weggegangen war, sagte das alte Weib zu dem Mädchen: „Du bist ein sehr schönes Mädchen. Ich habe Makapho versprochen, für dich zu sorgen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich will für dich sorgen. Willst du heute heiraten?" Das Mädchen sagte: „Der König hat gesagt, daß ich heute heiraten soll. Ich will heute heiraten." Die Alte sagte: „Dann warte hier ein wenig." Das alte Weib schloß das Mädchen in ihr Haus ein. Das alte Weib lief zu einem jungen Manne, der hatte viel Geld und ging immer in schönen Kleidern, und abends schlief er mit schönen Mädchen. Das Haus des jungen Mannes roch, weil soviel Muardi (Riechwasser) darin ausgegossen war, und es war geräuschvoll, weil andere junge Leute darin zusammenkamen. Das alte Weib lief zu diesem jungen Mann.

Das alte Weib sagte zu dem jungen Manne: „Hast du noch etwas von dem, was du von deinem Vater geerbt hast?" Der junge Mann sagte: „Welches Mädchen willst du mir bringen? Ich kenne alle diese Karua (Freudenmädchen) der Stadt. Ich mag keine Karua mehr." Die Alte sagte: „Ich habe ein anderes Mädchen: Es ist keine Karua. Es ist ein Mädchen, das alle Mädchen der Stadt übertrifft." Der junge Mann sagte: „Was für ein Mädchen ist es?" Die alte Frau sagte: „Das Mädchen hat noch nie mit einem Manne zusammen gelebt." Der junge Mann sagte: „Ich habe noch ein gut Teil von dem, was mein Vater mir vererbte." Das alte Weib sagte: „Der König selbst hat das Mädchen, weil es das schönste ist, einem Mann gegeben, denn es ist heute das große Salla. Aber der Mann soll das Mädchen nicht erhalten." Der junge Mann sagte: „Ich gebe dir 500 000 Kauri (Muschelgeld)." Das alte Weib sagte: „Das Mädchen wird für den, der es erhält, die feinste Speise sein. Er wird sie jeden Tag wieder genießen können. Er wird sich nie an ihr überessen." Der junge Mann sagte: „Ich will zu meinen Freunden herumgehen und will mir das Geld leihen. Ich will dir 200 000 Kauri schenken." Das alte Weib sagte: „Willst du nachher das Geld bringen?" Der junge Mann sagte: „Ich werde Leute senden, die dir das Geld bringen." Die Alte sagte: „Das wird gut sein."

Das alte Weib ging heim. Das alte Weib öffnete ihr Haus. Das alte Weib setzte sich zu dem schönen Mädchen auf das Bett. Das alte Weib sagte zu dem Mädchen: „Hast du den Mann gesehen, den du heute heiraten sollst?" Das junge Mädchen sagte: „Ich habe den Makapho gesehen." Das alte Weib sagte: „Ich kenne einen jungen Mann, der ist groß und schön. Die Hände des Mannes sind weiß. Sein Gesicht ist wie das einer Schuafrau (Araberin). Der junge Mann ist reich. Sein Haus duftet durch ein Viertel der Stadt, soviel Wuardi ist darin versprengt. Seine Leute essen jeden Tag gutes Fleisch und seinen Sklaven gibt er Frauen. Alle Frauen der Stadt sind dem jungen Mann nachgegangen, und die Karua (Freudenmädchen) haben ihm viel Geld geben wollen, wenn er sie zu sich kommen ließe. Der junge Mann hat aber von allen denen genug genossen. Der junge Mann fragte mich, ob ich kein schönes, junges Mädchen zur Frau für ihn wisse."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das junge Mädchen fragte: „Wohnt der junge Mann in dieser Stadt?“ Das alte Weib sagte: „Ja, dieser junge Mann wohnt in dieser Stadt. — Aber sage mir doch, mein schönes Mädchen, weißt du, daß dieser dein Makapho nichts hat und täglich ausgeht, um zu sehen, ob er etwas erhält?“ Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Dann weißt du, daß du ihn führen mußt! Du weißt, daß du dann in alten Kleidern gehen mußt, weil er arm ist?“ Das junge Mädchen sagte: „Ja, das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Du hast den Makapho gesehen. Du weißt, daß seine Kleider alt und zerrissen sind. Du hast gesehen, daß er Narben an den Beinen und Füßen und Schultern hat, weil der Blinde auf der Straße über Steine stürzte und gegen Bäume und Mauern stieß. Das junge Mädchen sagte: „Das weiß ich.“ Das alte Weib sagte: „Wenn du einmal ein schönes Kleid gewinnst, wenn du deine Haare schön schmückst, wird er es nicht sehen. Wenn du dir mit Mühe die Zähne färbst, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Augen mit Kolli (Bleiglanz) umrandest, wird er es nicht sehen! Wenn du deine Stirn mit Katambiri (Schminke) schminkst, wird er es nicht sehen! Wenn du lachst, wird er es nicht sehen, und er wird es auch nicht hören, denn er muß daran denken, daß die Leute ihm und dir Essen schenken. Wenn du weinst, wird er dich schlagen und dir sagen: Wie kannst du weinen, wo du sehen kannst! Ich bin arm und blind und weine nicht! Und wenn du Kinder gebierst, wird er weggehen und sagen: Wie soll ich noch mehr Essen erbetteln. Und deine Kinder wird er auf die Straße schicken, daß sie auch für sich betteln. — Weißt du das?“

Das junge Mädchen warf sich auf die Erde und weinte und schrie: „Meine alte Mutter! Ich bitte dich! Ich bitte dich! Bringe mich schnell zu dem jungen Manne.“ Das alte Weib sagte: „Warte ein wenig!“ Das alte Weib ging hinaus. Das alte Weib brachte Katambiri. Damit schminkte sie dem schönen Mädchen die Stirn. Sie brachte Kolli, damit umrandete sie ihr die Augen. Sie brachte ein Kleid, das legte sie dem jungen Mädchen um. Sie brachte ein Kopftuch, damit schmückte sie dem schönen, jungen Mädchen den Kopf.

Der junge Mann lief in der Stadt umher. Er bat seine Freunde: „Leiht mir einige Tausend Kauri, wir werden ein neues Mädchen bei mir haben.“ Einige liehen ihm 2000 Kauri, andere liehen ihm 5000 Kauri, andere liehen ihm 10 000 Kauri. Der junge Mann ließ alles Geld zusammenlegen. Der junge Mann legte das letzte Geld dazu, das er noch von seinem Vater geerbt hatte. Es war nicht genug Geld. Der junge Mann rief einige Sklaven. Der junge Mann verkaufte auch einen Sklaven. Der junge Mann sandte das Geld zu dem alten Weibe. Der junge Mann sandte dem alten Weibe vier Kleider und zwei Ketten Perlen. Das alte Weib nahm das Geld. Das alte Weib versteckte das Geld. Das alte Weib nahm die Kleider und die Perlen. Das alte Weib

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nahm ein Kleid und eine Kette Perlen und gab sie dem jungen Mädchen. Das alte Weib sagte: „Dies schenkt dir der junge Mann. Lege es an. Nun bist du sehr schön. Komm, wir wollen sehr schnell zu dem jungen Manne gehen, ehe Makapho kommt." Das alte Weib brachte das schöne, junge Mädchen zu dem schönen, jungen Manne. Der schöne, junge Mann nahm das schöne, junge Mädchen. Der schöne, junge Mann sagte zu seinen Leuten: „Werft das alte Weib heraus!" Das alte Weib sagte: „Du wirst mich ein andermal wieder rufen!" Das alte Weib ging nach Hause.

Abends kam Makapho heim zu der alten Frau. Makapho hatte ein Kleid erhalten und brachte Speise mit. Makapho trat in seinen Raum. Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du?" Makapho sagte: „Mein Mädchen, du schämst dich. Ich verlange nicht, daß du sprichst. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin." Makapho ging zu dem Bette. Makapho tastete auf dem Bette hin und her. Makapho sagte: „Mein Mädchen, du bist nicht auf dem Bett. Mein Mädchen, du schämst dich. Du bist ein Mädchen. Ich werde dich finden, wenn ich auch blind bin." Makapho setzte sich auf das Bett. Makapho sagte: „Mein Mädchen, ich bin blind. Mein Mädchen, ich bin arm. Aber Allah segnet die Blinden, wenn sie nicht schlecht sind. Ich bin blind, aber ich habe nie eine Schlechtigkeit getan. Ich bin blind, aber ich habe noch nie betrogen. Ich bin blind, aber ich war nie Monafiki (Hetzer; ein Mann, der den Menschen von vorn freundlich und schmeichelnd entgegenkommt und ihnen hinterrücks Schlechtes nachsagt). Ich war nicht schlecht. Deshalb hat Allah immer für mich gesorgt. Du wirst mich heiraten, aber du sollst nicht mit mir auf die Straße gehen, so daß die Hurer dich ansehen und die Huren Freundschaft mit dir schließen wollen. Du wirst meine Frau am Tage des großen Salla und deshalb wird Allah für dich und mich sorgen. Mein Mädchen, schäme dich nicht. Mein Mädchen, komme zu mir!"

Makapho sagte: „Mein Mädchen, wo bist du? Mein Mädchen, ich bin blind; es ist nicht so, als wenn andere Leute heiraten. Mein Mädchen, komm zu mir." . . .

Makapho sagte: „Mein Mädchen, du willst, daß ich dich finde?! Ich komme, mein Mädchen!" Der Blinde stand auf. Der Blinde ging an der Wand entlang. Der Blinde tastete die Wand ab. Der Blinde ging zur anderen Seite. Der Blinde tastete die andere Wand ab. Der Blinde tastete alle Wände ab und fand das Mädchen nicht. Makapho setzte sich auf das Bett. Makapho sagte: „Mein Mädchen ist hinausgegangen." Makapho stand auf. Makapho ging auf den Hof. Im Hofe wohnten noch andere Leute. Makapho fragte die Leute: „Ich kam heute morgen mit einem Mädchen. Der König schenkte mir das Mädchen. Ich brachte das Mädchen hierher und ging wieder, um ein Hochzeitskleid für das Mädchen zu suchen. Ich bin wieder gekommen mit dem Hochzeitskleid. Nun kann ich mein Mädchen nicht finden. Könnt ihr mir sagen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wo mein Mädchen ist?" Einige Leute gingen und sagten: „Ich weiß nichts." Einige Leute gingen und sagten: „Das Mädchen wird weggegangen sein." Einige Leute sagten: „Das Mädchen wird weggenommen sein." Einige Leute sagten: „Es wird jemand mit dem Mädchen gesprochen haben." Einige Leute sagten: „Es wird ein Handel sein." Ein alter Mann sagte: „Ein Blinder ist leicht betrogen." Ein kleiner Bube sagte: „Man hat das Mädchen schön angezogen. Es war sehr schön." Makapho sagte: „Kann mir einer einen sehr starken Stock geben?" Der alte Mann gab dem Manne den Stock und sagte: „Nimm hier diesen Stock, aber sieh, daß du nichts mit dem Alkali (Richter) zu tun bekommst. Vielleicht ist das Holz des Stockes härter als die Knochen eines alten Weibes." Der Blinde sagte: „Es ist gut."

Der Blinde nahm den Stock. Makapho ging und sagte: „Nun kommt der Streit." Der alte Mann sagte: „Mein Makapho! Denke an den Alkali!" Der Blinde sagte: „Das ist keine Sache des Alkali!" Der Blinde ging zu dem alten Weibe. Der Blinde trat in das Haus zu der alten Frau. Die alte Frau sagte: „Mein Makapho, du bist lange weggeblieben." Der Blinde sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?" Das alte Weib sagte: „Ach, das Mädchen! Das Mädchen! Es war kein Mädchen! Es war eine Karua (Freudenmädchen)!" Der Blinde machte die Tür hinter sich zu und sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?!" Das alte Weib schrie: „Ach, das schlechte Mädchen, es war ein sehr schlechtes Mädchen. Es hatte einen Facka (Buhlen). Der Facka kam hierher. Das Mädchen wollte mit dem Facka in deinem Raume schlafen." Der Blinde ging auf das alte Weib zu und sagte: „Wo ist mein Mädchen? Wo ist mein schönes Mädchen?" Das alte Weib schrie: „Ach, das schlechte Mädchen! Wie konnte ich das schlechte Mädchen festhalten? Ihr Facka kam. Ihr Facka schlug mich. Sie gingen fort." Der Blinde hob den Stock und sagte: „Mein Mädchen, wo ist mein schönes Mädchen?" Das alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „Ach, dieses schlechte Mädchen! Sie beschimpfte mich. Sie nahm mir mein letztes Geld aus dem Haus. Ich konnte sie nicht zurückhalten." Der Blinde wollte auf das alte Weib losschlagen. Das alte Weib beschmutzte in ihrer Furcht die Erde.

Der Blinde schlug nicht. Der Blinde sagte: „Es ist besser, ich fasse dich jetzt nicht an. Du sagtest: Kein Tier soll das Mädchen nehmen, wenn du mich nicht als Tier ansiehst. Kai, du bist ein Tier! Du sagtest: Kein Mann soll das Mädchen wegnehmen, dem ich es nicht gebe! Du hast das Mädchen einem anderen Manne gegeben. Du sagtest: Ich müßte schlimmer sein als der Teufel, wenn das Mädchen verloren gehen sollte. — Du bist schlimmer als der Teufel! Allah aber wird sehen, ob du auch mehr vermagst als der Teufel! Mit dem Diebstahl eines Huhnes fängt die Schlechtigkeit des Alters an und mit dem Tode vieler Menschen hört sie auf, wenn Allah

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht will, daß der Weg versperrt wird. Wehe, ich werde sehen, ob Allah mich dazu ersehen hat, dir den Weg zu versperren." Der Blinde ging hinaus.

Makapho schloß hinter sich die Türe ab. Das alte Weib schrie im Hause. Der Blinde ging weg. Der Blinde ging zum König. Der Blinde sagte zu dem Könige: „Mein König, leihe mir zehn starke Männer!" Der König sagte: „Wozu willst du die zehn starken Männer? Willst du ein neues Dach auf dein Haus setzen?" Der Blinde sagte: „Nein, ich will kein Dach auf mein Haus setzen. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, das schlimmer ist als der Teufel." Der König sagte: „Dann nimm die zehn starken Männer." Der Blinde ging mit den zehn starken Männern fort. Der Blinde ging zum Zunftmeister der Schlächter (Serki Faua). Der Blinde sagte: „Gib mir zehn Kiri!" (Zu Tauen gedrehte Fellstreifen, mit denen die Bullen gefesselt werden, so daß sie sich beim Schlachten nicht wehren können.) Der Obmann der Schlächter sagte: „Wozu brauchst du die zehn Kiri? Willst du eine Falle für Löwen aufrichten?" Der Blinde sagte: „Nein, ich will keine Falle für Löwen aufrichten. Es ist nicht meine Sache. Es ist eine Sache Allahs. Allah hat mir ein altes Weib übergeben, das schlimmer ist als der Teufel. Der König lieh mir schon zehn starke Männer." Der Obmann der Schlächter sagte: „Dann nimm die zehn Kiri!"

Der Blinde ging mit den zehn starken Männern und mit den zehn Felltauen zu dem Hause der Alten. Der Blinde schloß die Tür auf. Der Blinde sagte zu den zehn starken Männern: Bindet diesem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib. Schlagt sie und stoßt sie. Reißt sie hierhin und dorthin. Würgt sie und stecht sie. Preßt sie und reckt sie." Die zehn starken Männer banden dem alten Weibe die Fellstricke um die Glieder und um den Kopf, um den Hals und um den Leib, und schlugen das alte Weib und stießen es. Sie rissen das alte Weib hin und her. Sie würgten das alte Weib und stachen es. Sie preßten das alte Weib und reckten es. Das alte Weib schrie und heulte. Das alte Weib spie Blut und beschmutzte die Erde. Der Blinde sagte: „Nun werden wir sehen, ob mit dem Gestank alle Schlechtigkeit aus dem alten Weibe herausgekommen ist. Aber Allah will, daß sie weiter bezahlt, was sie schuldig ist."

Die zehn starken Männer ließen das alte Weib frei. Die zehn starken Männer gingen mit den Felltauen von dannen. Der Blinde machte aber in dem Hause des alten Weibes ein Feuer an. Er warf Pfeffer hinein. Dann ging er hinaus und schloß die Türen von außen. Das Feuer qualmte auf. Dicker Rauch füllte das Zimmer. Das alte Weib rannte in Angst von einer Seite zur anderen. Der Qualm füllte das ganze Haus. Das Weib schrie erst, aber der Qualm füllte ihren Hals. Die Alte fiel hin. Darauf öffnete der Blinde die Tür. Er sagte: „Allah will nicht, daß du stirbst." Der Qualm zog aus dem Hause. Das alte Weib stand wieder auf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Blinde rief einen Gundjam (auch Sunram — Barbier) und ließ dem alten Weibe das Haar scheren. Der Blinde ließ es aber nicht zu, daß der Barbier Wasser dazu nahm. Dann nahm der Blinde einen starken eisernen Maka (Bogenspannring). Er legte ihn auf den Kopf der Alten. Er sagte zu der Alten: „Das ist dein Useka (Useka ist das weiche, aus Stoff oder Leder mit Silkbaumwolle oder anderen weichen Fasern gefüllte Ringpolster, das die Haussa auf den Kopf legen, wenn eine schwere, drückende Last zu tragen ist). Nun werde ich dir auch eine Last geben." Der Blinde gab dem alten Weib einen schweren Stein, den mußte das Weib auf dem Kopfe auf der Eisenringunterlage tragen. Der Blinde sagte: „Nun geh damit im Lande umher und treibe Handel!" Das alte Weib mußte fortgehen. Der Blinde trieb es vor sich her. Sieben Monate lang mußte das alte Weib den Stein auf dem Kopfe tragen. Danach sagte der Blinde: „Nun wirf den Stein und den Eisenring fort. Auf dem Wege vom gestohlenen Huhn bis zum gestohlenen Mädchen bist du gegangen. Dann hat Allah dir diesen Stein in den Weg geworfen. Meine Rache mit dir ist zu Ende. Ich habe nichts mehr mit dir zu tun. Ich gehe jetzt wieder meinen Weg. Du aber gehe den deinen."

Makapho ging. Das alte Weib warf den Stein und den Eisenring fort. Das alte Weib sagte: „Dieser Blinde ist sehr töricht. Ich aber will schnell nach Hause gehen und sehen, ob mein Geld noch vorhanden ist." Die Alte ging in die Stadt zurück. Die Alte ging auf den Markt und verkaufte Daudauwa (Suppengewürz). Sie hielt Daudauwa auf dem Markte feil. Iblis (der Teufel) kam auf den Markt. Der Teufel kam zu dem alten Weibe und sagte: „Du hattest eine schlechte Sache mit dem Makapho." Das alte Weib sagte: „Kai, lache nicht über mich! Du bist stark, aber ich übertreffe dich." Der Teufel sagte: „Was, du kennst mich nicht, du, das alte Weib von Matusu?" Das alte Weib sagte: „Weshalb soll ich dich nicht kennen? Du bist der Teufel! Aber wenn du auch der Teufel bist, bist du je mit zehn Felltauen an allen Gliedern und am Kopfe, am Halse und am Leibe geschnürt gewesen? Haben dich irgendwann zehn starke Männer geschlagen und gestochen, hin- und hergerissen, gewürgt und gestoßen, gepreßt und gereckt? Bist du je einmal in einem Zimmer mit Feuer- und Pfefferqualm eingeschlossen gewesen, so lange, bis der Qualm deinen Hals gefüllt hat und du hingefallen bist? Hast du einmal auf dem trocken rasierten Schädel mit einem Maka als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang getragen? Kai! Teufel! Kennst du das?"

Der Teufel sagte: „Was hast du sonst an großen Dingen getan?" Das alte Weib sagte: „Was ich sonst an großen Dingen getan habe? Ich weiß nicht alles. Aber daran erinnere ich mich: ich habe über elftausend Menschen, die miteinander verheiratet waren, auseinandergebracht und verfeindet. Ich habe zweitausend Menschen, die miteinander buhlten, entzweit und so verfeindet, daß sie nie wieder daran dachten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wieder zusammenzukommen, zu heiraten und Kinder zu zeugen." Der Teufel sagte: „Das ist recht gut, mein altes Weib. Das ist recht gut. Deswegen übertriffst du mich aber doch nicht. Ich werde dir nun einmal etwas auf dem Markt vormachen, das wirst du nicht nachmachen können. Denn ich bin Iblis, der Teufel." Das alte Weib sagte: „Du bist der Teufel und kannst etwas, das weiß ich. Du wirst sicher eine große Sache machen, das weiß ich. Aber ob ich sie nicht nachmachen oder übertreffen kann, das weiß ich nicht — denn du warst nie geschnürt mit den zehn Felltauen und saßest nie im Pfefferqualm. Du hast nie monatelang eine Felslast auf einem Eisenring und geschorenem Kopfe getragen. Ich werde das sehen, wenn du mit deiner Sache fertig bist." Das alte Weib packte seine Körbe auf dem Markt zusammen und ging nach Haus.

Der Teufel ging auf dem Markte hin und her. Er hockte sich hierhin und hörte, was die Kolanußhändlerinnen untereinander sprachen. Der Teufel hockte sich dahin und hörte, was die Kleidermacher miteinander sprachen. Iblis ging dahin, wo die Leinenwarenhändler saßen, hockte sich dabei nieder und hörte, was die miteinander sprachen. Iblis hörte, was die Leute der Stadt sagten, und er hörte, was die Magussaua (Heiden) erzählten, die mit ihren Weibern auf den Markt gekommen waren, um Holz und Schafe und Dauwa zu verkaufen. Iblis hörte sie alle an. Die einen sprachen schlechte Worte gegeneinander. Andere sprachen einige gute Worte von einander. Andere sprachen aber sehr schlechte Worte übereinander. Jedes schlechte Wort aber, was die Leute sprachen, nahm Iblis wahr. Iblis ging zu einer Gruppe von Leuten. Iblis sagte: „Du hast bei jenem jenes gekauft. Ich hörte, wie er sagte: er habe dich betrogen." Iblis ging zu andern Leuten und sagte: „Dieser betrog jenen und ihr solltet jenem helfen." Iblis ging zu andern Leuten und sagte: „Jene sagen, einer von euch habe sie betrogen. Sie sagen es aber nur, weil nachts, als eine von eueren Frauen ihnen das Essen brachte, diese von ihnen beiseite genommen und mißbraucht worden ist." Iblis ging zu anderen Leuten und sagte: „Ihr müßt diesen helfen; denn jene sind schlechte Menschen, die Übles sagen, weil sie selbst Schlechtes getan haben." Iblis ging zu einem angesehenen Manne, der große Karawanen mit Waren bald dahin sandte, bald dorther bekam. Er sagte zu dem Manne: „Man sagt von dir, du seiest Monafiki (siehe oben), der zwischen jenen und diesen Streit stifte, weil du nicht genug Geld an ihnen verdienst." Der Mann war aber wirklich ein Monafiki, und er nahm außer dem Geld den Leuten oft alles ab, so daß sie sich verpfänden mußten und nie wieder ihre Freiheit zu erlangen vermochten.

Als der Monafiki das von dem Iblis hörte, nahm er ein Schwert. Der Monafiki lief zwischen die Leute, die von ihm schlecht gesprochen hatten. Der Monafiki schrie: „Wer hat mich hier einen Monafiki genannt?" Ein Mann war da, der hatte sich schon lange dem Monafiki verpfändet, und der Mann hatte nun nichts mehr zu verlieren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mann schrie: „Du bist ein Monafiki. Es ist wahr. Du bist ein Monafiki! Ich wiederhole es vor allen Leuten. Alle Leute sollen es hören!“ Der Monafiki schlug mit dem Schwerte nach dem Manne. Der reiche Monafiki erschlug den armen Mann. Einige andere Leute schrien: „Erst hat dieser Mensch uns unser Geld genommen. Nun nimmt er uns auch noch das Leben!“

Einige Leute schlugen auf den reichen Monafiki ein. Die Leute des Monafiki kamen dazu. Der reiche Monafiki fiel zur Erde. Einige schrien vor Freude. Andere schrien: „Ihr sollt euch nicht freuen!“ Einige schrien: „Diese haben jene betrogen!“ Andere schrien: „Nein, jene haben eine Frau von jenem mißbraucht!“ Alle schlugen. Jeder nahm, was er bei der Hand hatte. Zuletzt waren zwölfhundert Menschen totgeschlagen. Da kamen aber die Dogari (Leibgarde) des Königs dazu und trieben alle Leute vom Markte weg.

Der Teufel ging zu dem alten Weibe und sagte: „Komm mit mir, ich will dir zeigen, was ich an einem Tage machen kann.“ Das alte Weib kam mit dem Teufel. Der Teufel führte das alte Weib auf den Markt. Auf dem Markte lagen Körbe und Kleider, Kolanüsse und Bohnenkuchen, Schuhe und Mehlklöße, Garn und geröstetes Fleisch. Getötete Menschen lagen hier und da. Überall aber gingen nun die Dogari zwischen den durcheinander geworfenen Sachen und Leichen auf dem blutigen Boden auf und ab. Der Teufel sagte zu dem alten Weibe: „Sieh, das habe ich alles an einem Tage gemacht.“

Das alte Weib sah über den Marktplatz. Das alte Weib sagte: „Das sind doch nicht mehr als zwölfhundert Tote und ein zerstörter Markt.“ Der Teufel sagte: „Ja, es sind zwölfhundert Tote und ein zerstörter Markt.“ Der Teufel sagte: „Das alles habe ich an einem Tage gemacht.“ Das alte Weib wandte sich verächtlich (durch Pantomime des Erzählers dargestellt) um und sagte: „Das ist alles? Damit willst du mehr können, als ich. Geh, mein Teufel! Geh nach Hause. Komme morgen abend wieder. Dann will ich dir zeigen, was das alte Weib kann.“

Das alte Weib ging am anderen Morgen aus und kaufte hundert sehr schöne Kolanüsse; sie kaufte einen Topf voll Wuardi (Riechwasser); sie kaufte eine Handvoll Truare-djubuda (Zibetkatzensekret). Von diesem allem nahm das alte Weib fünfzig Kolanüsse und das Truare-djubuda, und damit machte sie sich auf den Weg zum Hause des Königs. Der Serki (König) hatte vor noch nicht langer Zeit eine junge Frau geheiratet. Das junge Mädchen, das er zu seiner Frau machte, war sehr schön; alle Leute in der Stadt sprachen davon, und der König hatte sie gerne, so daß er sie allen seinen anderen Frauen vorzog und an die Seite seiner ersten Frau setzte.

Das alte Weib kam zu der jungen Frau des Königs. Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Jetzt, wo ich dich gesehen habe,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verstehe ich seine Worte, jene Worte Sussos, die mir vorhin wahnsinnig erschienen." Die junge Frau des Königs sagte: „Was ist an mir?" Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Die alte Frau sagte: „Du bist sehr schön. Du übertriffst an Schönheit alle Frauen. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien." Die junge Frau des Königs sagte: „Kai! Alte Frau! Hier sagt man nicht solche Worte. Ich werde dir ein Kopftuch schenken. Sage mir schnell etwas Neues aus der Stadt und dann geh. Du bist im Gehöft des Königs." Das alte Weib betrachtete die junge Frau des Königs. Das alte Weib sagte: „Ja, er hat auch gesagt: Du gehst in das Haus eines alten Mannes, des Königs. Er hat gesagt: Du wirst die junge Frau des Königs sehen, die alle Frauen an Schönheit übertrifft. Jetzt, wo ich dich gesehen habe, verstehe ich die Worte dessen, der mir vorher wahnsinnig schien." Die junge Frau des Königs sagte: „Schnell, erzähle mir etwas Neues."

Das alte Weib legte die fünfzig Kolanüsse und das Truare-djubuda hin und sagte: „Was kann er dir anders senden als eine Kleinigkeit! Du hast alles, und wenn er dir einen goldenen Ring schenkt, würde es der König sehen." Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dies hierher? Wie kann jemand etwas hierher in mein Haus senden?" Das alte Weib sagte: „Das kann nur ein Mann in der Stadt. Kein anderer junger Mann der Stadt würde eine Kolanuß in dieses Haus des Königs senden, in dem dieser alte König dich eingeschlossen hat!" Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hieher?" Das alte Weib sagte: „Das kann nur der sein, der im Kriege voranreitet. Das kann nur der sein, vor dessen Kommen sich die Feinde mehr fürchten als vor tausend anderen Reitern." Die junge Frau des Königs sagte: „Wer sendet dich hierher?" Das alte Weib sagte: „Der mich hersendet, ist der Sohn des Jerima."

Die junge Frau des Königs sagte: „Fürchtet sich denn der Sohn des Jerima nicht, dieses der liebsten Frau des Königs zu senden?" Das alte Weib sagte: „Wenn hundert Löwen auf ihn zuspringen, wird der Sohn des Jerima sich doch nicht fürchten. Wenn hundert Elefanten auf ihn einstürmen, wird sich der Sohn des Jerima nicht fürchten! Wie sollte er sich vor einem alten Manne fürchten?" Die junge Frau des Königs sagte: „Was denkt der Sohn des Jerima?" Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an den Salam (Gebet). Der Sohn des Jerima denkt nicht mehr an seine Mutter und an seinen Vater. Der Sohn des Jerima denkt nur noch an dich!"

Die junge Frau des Königs nahm die Kolanüsse. Die junge Frau des Königs nahm die Truare-djubuda. Die junge Frau des Königs sagte: „Wenn meine weißen Zähne diese roten Kola zerbeißen, werde ich auch an den Sohn des Jerima denken. Wenn der Geruch des Truare-djubuda meine Gewänder füllt, werde ich an den Sohn des Jerima denken." Das alte Weib sagte: „Denke an ihn, wenn du hörst, daß er wieder in den Krieg zieht. Denke an ihn, wenn du hörst, daß er im Kriege gestorben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Wird der Sohn des Jerima bald wieder in den Krieg ziehen?“ Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima mag nun nicht mehr leben. Er denkt nur an dich. Er will morgen wieder in den Krieg ziehen. Er will nicht wiederkommen.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Er will nicht wiederkommen?“ Das alte Weib sagte: „Nein, der Sohn des Jerima will nicht wieder in diese Stadt kommen, in der du im Hause des alten Königs eingeschlossen bist. Der Sohn des Jerima will sterben.“

Die junge Frau des Königs sagte: „Er will sich im Kriege töten lassen!“ Die junge Frau des Königs weinte. Die junge Frau des Königs sagte: „Sag, alte Frau! Wie kann es geschehen, daß ich den Sohn des Jerima heute noch sehe?“ Die alte Frau sagte: „Das ist eine schwierige Sache. Der Sohn des Jerima bat mich: „Wie kann es geschehen, daß ich die junge Frau des Königs noch einmal sehe, ehe ich in den Krieg ziehe? Das ist eine schwierige Sache.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Du, alte Frau! Der Sohn des Jerima darf sich nicht im Kriege töten lassen. Du, alte Frau, ich will den Sohn des Jerima heute noch sehen! Du, alte Frau! Wenn ich vom König etwas will, dann tut er es. Sage mir, wie ich den Sohn des Jerima heute noch sehen kann.“

Das alte Weib sagte: „Du junge, schöne Frau des Königs! Gehe zum König und sage ihm: Ich höre, daß meine Mutter erkrankt ist. Erlaube mir, daß ich zu ihr gehe. Ehe es dunkel ist, werde ich wieder zurückkommen. Wenn der König dir dann die Erlaubnis gibt, dann komme schnell zu mir in das kleine Haus am Stadtwall.“ Die junge Frau des Königs sagte: „Ja, so werde ich es tun. Ich werde sogleich zum Könige gehen. Ich werde dann zu dir kommen in das kleine Haus an dem Stadtwall.“ Das alte Weib sagte: „Komm zu mir. Ich werde danach zum Sohne des Jerima gehen und ihm sagen, daß du bei mir bist.“

Die junge Frau des Königs schenkte dem alten Weibe ein Kopftuch und ein Kleid. Das alte Weib ging. Die junge Frau des Königs nahm die Kola. Sie nahm ein Tuch und legte vier Kola hinein. Die junge Frau des Königs sagte: „Der Sohn des Jerima ist jung und schön.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima ist tapfer.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der König ist alt.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der Sohn des Jerima sagte, ich sei die schönste Frau der Stadt.“ Die junge Frau nahm vier Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Der junge Sohn des Jerima soll nicht in den Krieg gehen.“ Die junge Frau nahm vier andere Kola, legte sie in das Tuch und sagte: „Ich will den jungen Sohn des Jerima bitten, daß er nicht in den Krieg geht.“ Die junge Frau nahm alle übrigen Kola, warf sie in das Tuch und sagte: „Jetzt gehe ich zu dem Sohn des Jerima. Jetzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werde ich vor dem Sohn des Jerima mich hinwerfen. Jetzt werde ich ihn bitten und bitten. Jetzt werde ich mich schön machen und jetzt weiß ich, für wen ich es tue."

Die junge Frau des Königs warf ihre Kleider weg. Die junge Frau des Königs warf schöne Stoffe um. Über die schönen Stoffe legte sie alte Kleider. Mit den alten Stoffen über den schönen Kleidern ging sie zum Hause hinaus. Sie ging in ein Haus des Königs. Sie sagte einem Sklaven: „Geh und sage dem König, ich müsse ihn sehen!" Der Sklave sagte: „Es ist nicht die Zeit dazu. Alle Leute sind da, den König zu begrüßen." Die junge Frau sagte: „Kai, Sklave geh, oder ich gehe selbst und bitte den König dich auszupeitschen. Geh zum König und sage ihm: Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod. Geh!" — Der Sklave ging in das Versammlungshaus des Königs. Alle angesehenen Leute saßen um ihn her. Der Sklave warf sich vor dem Könige nieder. Der König sagte: „Was gibt es?" Der Sklave sagte: „Deine junge Frau will dich sprechen. Deine junge Frau fürchtet einen Tod." Der König stand auf. Der König ging hinaus. Der Tschiroma (ein prinzlicher Würdenträger) sagte zu dem Galadima der Stadt: „Der König wird alt. Jede Frau kann ihn handhaben." Der Galadima sagte: „Der König wird alt."

Der König kam in das Haus, in dem die junge Frau auf ihn wartete. Die junge Frau warf sich vor dem Könige nieder. Die junge Frau weinte und sagte: „Serki! Serki! Serki! König! König! König!" Der König sagte: „Du weinst und hast alte Kleider an! Habe ich dir nicht genug schöne und neue Kleider geschenkt?" Die junge Frau weinte und rief: „König, König, König!" Der König beugte sich über sie und hob sie auf. Der König sagte: „Was ist es?" Die junge Frau sagte: „Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod! Ich fürchte einen Tod!" Der König sagte: „Weshalb willst du sterben?" Die junge Frau weinte und sagte: „Ich werde nicht zuerst sterben. Ein Mensch stirbt und dann muß der andere Mensch auch sterben!" Der König sagte: „Wer ist es?" Die junge Frau weinte und sagte: „Erlaube mir, daß ich zu meiner Mutter gehe. Erlaube mir, daß ich sogleich hingehe. Ich empfing eine Nachricht. Ich werde heute abend wieder hier sein." Der König sagte: „Ist deine Mutter schon lange krank?" Die junge Frau weinte und sagte; „Nein! Darf ich gehen?" Der König sagte: „Geh!" Die junge Frau lief von dannen.

Die junge Frau lief durch das Gehöft. Die junge Frau lief durch die Stadt. Die junge Frau lief bis ans Ende der Stadt. Die junge Frau lief bis zum kleinen Hause am Stadtwall. Die junge Frau trat in das Haus des alten Weibes. Das alte Weib sagte: „Du! Warum kommst du in alten und schlechten Kleidern?" Die junge Frau sagte: „Laß mich! Rufe schnell den Sohn des Jerima!" Das alte Weib ging. Das alte Weib ging durch die Stadt. Das alte Weib sagte: „Der Jäger hat einen Grashalm in der Steppe im Busch angezündet. Es wird gleich der Wind kommen. Der Wind wird

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Feuer durch den Busch treiben und das Feuer wird Farmen und Speicher der Menschen verheeren."

Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief in das Gehöft des Jerima. Der Jerima hatte nur einen Sohn. Der Sohn des Jerima lag in seinem Hause. Die Sklaven des Jerima saßen vor ihm und glätteten seine Schwerter und Dolche und Lanzen. Das alte Weib warf sich vor dem Sohne des Jerima nieder. Das alte Weib blieb liegen. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?" Das alte Weib sagte: „Der Sohn des Jerima fürchtet sich nicht und nimmt der Löwin das Kind." Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?" Das alte Weib sagte: „Was zwei Ohren gerne hören, brauchen nicht immer acht zu vernehmen!" Der Sohn des Jerima sagte zu den Sklaven: „Geht hinaus!" Die Sklaven gingen hinaus.

Die Sklaven des Jerima gingen hinaus. Der Sohn des Jerima sagte: „Was gibt es?" Das alte Weib schlug ihr Tuch auseinander. Das alte Weib legte die fünfzig Kolanüsse auf die Erde. Das alte Weib stellte den Topf mit Wuardi auf die Erde. Das alte Weib sagte: „Das sendet eine junge Frau." Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?" Das alte Weib sagte: „Dies sendet eine junge Frau." Der Sohn des Jerima sagte: „Was willst du sagen?" Das alte Weib sagte: „Du sollst nicht in den Krieg ziehen. Du sollst nicht sterben. Wenn ein Mensch stirbt, wird auch der andere sterben; denn der andere kann nicht leben, wenn der eine nicht wiederkommt." Der Sohn des Jerima stand auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Wer ist die junge Frau? Hat die junge Frau nicht genug an ihrem Manne?" Das alte Weib sagte: „Die junge Frau sieht stets über die Mauer, wenn du ausziehst zum Kriege. Die junge Frau schläft nicht, wenn du im Krieg bist. Sie litt in der Nacht, wenn du im Krieg warst. Die junge Frau sieht über die Mauer, wenn du aus dem Krieg zurückkehrst. Die junge Frau lebt dann wieder am Tage. Wenn du im Kriege bist, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dir helfe. Wenn du aus dem Kriege wiederkehrst, gibt die junge Frau Geschenke den Bettlern und Blinden, damit Allah dich in der Stadt halte."

Der Sohn des Jerima sagte: „Du altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist!" Das alte Weib sagte: „Es ist die schönste junge Frau der Stadt. Aber sie liegt zwischen den Füßen des Löwen. Nur ein Tapferer kann sie sehen und begrüßen." Der Sohn des Jerima nahm sein Schwert und hob es. Der Sohn des Jerima sagte zu dem alten Weibe: „Du altes Weib! Sage mir, wer die junge Frau ist!" Das alte Weib sagte: „Es ist die junge Frau des Königs." Der Sohn des Jerima sagte: „Es ist die junge Frau des Königs!?" Der Sohn des Jerima warf das Schwert fort. Der Sohn des Jerima sagte: „Wo ist die schöne, junge Frau des Königs?" Das alte Weib sagte: „Die schöne, junge Frau des Königs ist in meinem Hause. Die schöne, junge Frau sitzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf dem Rande des Bettes.“ Der Sohn des Jerima sagte: „Geh voran! Zeige mir den Weg!“

Das alte Weib ging. Der Sohn des Jerima nahm einen Mann seines Vaters mit. Der Sohn des Jerima folgte mit dem Mann dem alten Weibe. Das alte Weib und der Sohn des Jerima und der Mann gingen durch die Stadt. Sie kamen an den Stadtwall. Der Mann des Jerima blieb zurück. Das alte Weib öffnete die Tür des Hauses. Die junge Frau stand vom Rande des Bettes auf. Der Sohn des Jerima trat in die Tür. Die junge Frau ließ die alten Kleider fallen. Die junge Frau stand vor dem Sohne des Jerima. Sie war sehr schön. Schöne Kleider schmückten sie. Das alte Weib schloß die Tür. Der Sohn des Jerima blieb zurück mit der schönen, jungen Frau des Königs im Hause.

Der Mann des Jerima stand draußen. Die Tür des Hauses des alten Weibes war angelegt. Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief durch das Viertel des Königs. Die angesehenen Leute hatten dem Könige ihren Gruß gebracht. Der König hatte den angesehenen Leuten die Morgenschüsseln reichen lassen. Der König war in einen Hinterraum gegangen. Die angesehenen Leute waren gegangen. Der König war allein. Das alte Weib rannte durch die Durchgangshalle. Das alte Weib rannte in den Raum, in dem der König saß. Das alte Weib warf sich auf die Erde und schrie: „König! König! König!“ Das alte Weib heulte und schrie: „Nun wirst du mich deswegen töten!“ Der König sagte: „Weshalb soll ich dich töten?“ Das alte Weib schrie: „Du wirst mich töten, weil andere dich betrügen.“ Der König sagte: „Was ist?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Was kann ich dafür, daß dich der Sohn des Jerima für nichts achtet?“ Der König sagte: „Wieso achtet er mich für nichts?“ Das alte Weib weinte und sagte: „Kann der Sohn des Jerima denn nicht mit den Frauen anderer Leute buhlen? Kann der Sohn des Jerima nicht wenigstens diese eine junge, schöne Frau meiden? Muß der Sohn des Jerima denn gerade diese schöne, junge Frau rufen, die dir am wertvollsten ist und die du neben deine erste Frau gestellt hast?“ Der König sagte: „Alte Frau, sage mir die Wahrheit. Sage mir, ob du den Sohn des Jerima mit meiner jungen, schönen Frau gesehen hast?“ Der König sagte: „Alte Frau, sage mir die Wahrheit.“ Das alte Weib sagte: „Sie sind in meinem Hause.“ Der König schrie: „Du lügst!“ Das alte Weib sagte: „Sieh, ich habe weiße Haare; ich kann nicht lügen; sie sitzen jetzt auf einem Bett in meinem Hause.“ Der König sagte: „Ich will einen Boten mitsenden, der soll die Sache sehen.“ Der König rief einen Mann. Der König sagte zu dem Mann: „Geh mit dem alten Weib und sieh, ob es wahr ist, daß der Sohn des Jerima mit meiner jungen Frau in ihrem Hause buhlt.“ Der Bote nahm einen Dolch. Der Bote ging mit der alten Frau.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das alte Weib führte den Boten des Königs zu ihrem kleinen Hause am Stadtwall. Etwas entfernt von diesem Hause stand der Mann des Jerima. Der Bote des Königs ging auf die Haustür des alten Weibes zu. Er öffnete sie. Der Bote des Königs sah den Sohn des Jerima. Der Bote des Königs sah die schöne, junge Frau des Königs. Die junge, schöne Frau des Königs und der Sohn des Jerima aber sahen den Boten des Königs nicht. Sie sahen nur eines den andern. Der Bote des Königs zog den Dolch heraus. Der Bote des Königs stieß den Dolch dem Sohne des Jerima in den Rücken. Das Blut sprang heraus und lief über die junge, schöne Frau des Königs hin. Die junge, schöne Frau schrie auf. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!" Der Sohn des Jerima war tot.

Das alte Weib stand draußen bei dem Mann des Jerima. Der Sohn des Jerima sagte: „Das ist ein schlechter Tod!" Der Mann des Jerima hörte das. Der Mann des Jerima sprang in das Haus und schlug den Boten des Königs nieder. Dann verwickelte der Mann sich in den Kleidern der jungen, schönen Frau, die auf dem Boden lagen und fiel auf die Erde. Das alte Weib lief fort. Das alte Weib lief durch die Stadt. Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben von dieser Stadt." Das alte Weib lief so schnell es laufen konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Jerima. Das alte Weib rief: „Warum hast du dein Pferd noch nicht gesattelt, Jerima?" Der Jerima entgegnete: „Alte Frau, weshalb soll ich mein Pferd satteln?" Die alte Frau sagte: „Willst du denn in dem Krieg zu Fuß kämpfen, gehen wie ein Soldat?" Der Jerima sagte: „Wer bringt den Krieg?" Das alte Weib sprach: „Wenn der König eine fremde Stadt zerstören wollte, rittest du voraus und warst der Erste. Jetzt, wo der König deinen Sohn hat töten lassen, jetzt bleibst du auf deiner Matte liegen." Der Jerima sprang auf. Das alte Weib sagte: „War dieser Sohn nicht dein einziger Sohn?" Der Jerima schrie: „Sattelt mein Pferd! Sattelt mein Pferd!"

Das alte Weib lief hinaus. Das alte Weib lief durch die Straßen. Das alte Weib lief so schnell es konnte. Das alte Weib sagte: „Jetzt treibt der Wind das Feuer über die Speicher und Farmen der Menschen. Nichts soll bleiben von dieser Stadt." Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Das alte Weib lief in das Haus des Königs. Das alte Weib schrie in die Halle des Königs: „König! König! König! Sattle dein Pferd!" Der König sagte: „Was ist denn?" Das alte Weib schrie: „König bist du gewesen! König bist du nicht mehr! Der Jerima hat deinen Boten erschlagen lassen. Er reitet zu Pferde! Er reitet durch die Stadt mit seinen Reitern!" Der König rief: „Macht ein Grab für den König." Das alte Weib lief von dannen. Das alte Weib sagte: „Ich werde Holz und trockenes Gras in das Feuer werfen." Das alte Weib lief so schnell es konnte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das alte Weib lief dahin, wo die Bettler und Diebe waren. Das alte Weib rief die Bettler und Diebe zusammen. Das alte Weib sagte: „Wenn die großen Tiere sich getötet haben, fressen die Würmer ihren Kadaver." Die Bettler und Diebe sagten: „Was gibt es denn?" Das alte Weib sagte: „Hört die Trommel schlagen. Hört die Reiter reiten! Der König und der Jerima haben den Krieg begonnen. Alle Männer sind in den Straßen." Die Bettler und Diebe sagten: „Wir sind nicht hier um zu kämpfen. Laß die anderen kämpfen. Was sollen wir sonst tun?" Das alte Weib sagte: „Alle Männer sind in den Straßen. Niemand achtet auf die Häuser. Geht hierhin und dorthin. Zündet die Häuser an. Stehlet ihnen die Kleider und Perlen, das Silber und das Gold." Die Bettler und Diebe sagten: „Das ist wahr, das werden wir tun." Das alte Weib sagte: „Welche Weiber habt ihr sonst? Welche Weiber könnt ihr heute haben? Alle Männer sind in den Straßen. Werft ihre jungen Mädchen und Frauen auf die Erde! Sie sind besser, als die Karua (Dirnen)!" Die Bettler und Diebe liefen von dannen.

Die Bettler und Diebe liefen von dannen. Alle Männer liefen mit Waffen durch die Straßen. Die Trommeln trommelten. Die Reiter gaben den Pferden die Sporen. Der Jerima versammelte seine Leute und ritt mit ihnen zum Viertel des Königs. Der König sammelte seine Leute und ritt mit ihnen gegen das Haus des Jerima. Die Reiter ritten gegeneinander. Der Jerima schrie: „Du hast meinen einzigen Sohn töten lassen." Der König schrie: „Dein Sohn hat mit meiner jungen, schönen Frau gebuhlt!" Der König und der Jerima ritten mit hochgehobenen Schwertern gegeneinander. Der König und der Jerima trafen einander. Der König und der Jerima stürzten vom Pferde. Der König und der Jerima starben.

Die Leute des Königs schrien. Die Leute des Jerima schrien. Einige Leute jagten hierhin, einige dorthin. Die Leute erschlugen sich hier. Die Leute kämpften dort. Einige stießen mit Lanzen. Andere schlugen mit Keulen. Einige schossen mit Pfeilen. Andere warfen Steine. Die Frauen flüchteten in die Häuser und versteckten die Kinder. Die Mädchen flohen in die Speicher und kauerten da zusammen. Die Bettler und Diebe liefen aber durch die Stadt. Die Bettler und Diebe zündeten hier einen Speicher an, die Bettler und Diebe zündeten da ein Haus an. Die Weiber kreischten. Die Kinder schrien. Die Bettler und Diebe kamen in die Häuser. Einige stahlen. Andere warfen Mädchen nieder. Die Männer in den Straßen rannten auseinander, um ihre Sachen zu retten. Es brannte überall. Kinder wurden von Pfeilen getötet. Weiber wurden von Pferden niedergetreten. Viele Menschen verbrannten.

Häuser und Speicher brannten und verbrannten. Männer und Weiber und Kinder starben. Die Sana (Matten)-Wände schrien im Feuer. Die Weiber schrien auf der Straße. Wer etwas ergreifen konnte, lief aus der Stadt hinaus. In den Straßen lagen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tote Menschen. Auf den Gehöften qualmten Wirbelwinde von Feuern. Die Bettler und Diebe trugen von dannen, was sie fanden. Wer laufen konnte, floh durch das Tor im Stadtwalle hinaus in den Busch.

Auf dem Stadtwall (Birni) über den Toren stand das alte Weib. Das alte Weib tanzte. Das alte Weib sang. Das alte Weib sang: „Seit ich jung war, habe ich nicht mehr getanzt. Seit ich jung war, habe ich nicht mehr gesungen. Heute aber werde ich König der Stadt, und Kurra (die Hyäne) und Angulu (der Aasgeier) werden sich vor mir niederwerfen und werden sagen: König! König! König! Sie werden mir danken für diesen Fraß, den ich ihnen mit diesem Feuer brachte. Sie werden mir danken für die Knochen, die ich ihnen hinwerfen werde. Kai! Makapho! Mit zehn Felltauen hast du mich von zehn Männern an allen Gliedern und am Kopf, am Hals und am Leib schnüren lassen. Die zehn starken Männer haben mich geschlagen und gestoßen, hierhin gerissen und dorthin gerissen, haben mich gewürgt und gestochen, gepreßt und gereckt. Kai! Makapho! Du hast mich eingeschlossen in ein Zimmer mit Feuer und Pfefferqualm, bis mein Hals von Rauch erfüllt war und ich hinfiel. Kai! Makapho! Du hast mich auf meinem trocken rasierten Schädel mit einem Eisenring als Unterlage einen schweren Stein sieben Monate lang tragen lassen. Kai! Makapho! Sieh nun die Stadt, in der dein Huhn, deine Ziege und dein Esel und Pferd und Kamel verloren ging! Kai! Makapho! Du hast mich das alles gelehrt!“

Das alte Weib tanzte auf der Stadtmauer über den Toren. Die Stadt war verbrannt. Die Menschen lagen als Leichen umher oder waren fortgelaufen. Das alte Weib tanzte und sang: „Kai! Iblis! Nun komm und sieh, was das alte Weib kann! Kai! Iblis! Habe ich dich nicht übertroffen?“ Der Teufel kam.

Der Teufel stieg auf den Stadtwall. Der Teufel sah zur Stadt hinab. Der Teufel sah die Leichen und die verbrannten Häuser. In der Mitte der Stadt lagen der König und der Jerima tot nebeneinander. Kein Mensch war mehr in der Stadt. Die Hyänen kamen durch den Busch her. Die Aasgeier flogen über dem Rauch in der Luft.

Der Teufel sah das alles.

Der Teufel sagte: „Was ist das? Hast du, eine einzige, alte Frau, das alles an einem Tage getan? Wenn du das heute tatest, was wirst du dann morgen tun?“ — Der Teufel fing an, sich vor der alten Frau zu fürchten. Der Teufel sprang hinab. Der Teufel ging in die Erde hinein. Das alte Weib sah ihn nicht wieder.

Die Sonne ging unter.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE FREUDE

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

I. DER BAUER

OFT wurde ich gefragt, in welchem Beruf das Wesen Afrikas am vollendetsten sich erfülle. Ich meine: im Bauerntum. Gewiß, es gibt dort auch viele Viehzüchter. Aber betrachte die letzten Formen und du wirst sehen, daß der Neger sein Vieh als Reichtum und Lebensgenossen nicht schlachtet, daß er über dem gefallenen Tier weinen möchte, daß er es aufzuspeichern sucht wie Korn, daß er eine Wirtschaft mit ihm treibt, die die drolligste der Welt ist. Der Neger wird immer wieder Farmbauer, nie wird er ein tüchtiger Viehzüchter. Wohlgemerkt, ich spreche von den Völkern, die das Wesen des Erdteiles bestimmen, von den braunen und schwärzlichen, nicht von den roten und weißen.

Die schwärzlichen Völker sind die der Steppen und Wälder, die weißen und roten die der Wüsten und Öden. Wüsten und Öden entwickeln Kraft, erziehen zur Bewegung, treiben zur körperlichen und geistigen Übung im Kampfe ums Dasein. Starke Menschen, herrische Sinne, gewalttätige Laune, Geist des Räubertumes, so kann man mit Fug und Recht die Früchte der Wüsten und Öden bezeichnen. Und vor allem Freude an der Bewegung.

Kein Wunder, daß solche Elemente stürmisch sich auswirken, daß sie, die Kinder der Armut der Natur, stets schielen nach reicherem Land, nach festem Besitz und auf die lockende Beute in den Händen gutmütiger Menschen, die das üppige Land nicht mit der Zähigkeit, dem Herrensinn und der Beweglichkeit der Wüstensöhne ausstattete! Oft brachen die Raublustigen in das Fruchtland, oft ergriffen sie über Nacht die Zügel der Herrschaft im Fruchtland. Sie gaben den Völkern des Fruchtlandes Adel und Dynastien — für kurze Zeit.

Nur für kurze Zeit! Freundlich und wohlig ist das Leben in den Steppen. Behagen geht aus von der Sicherheit einer vollen Ernte, von der Fruchtbarkeit der Mutter Steppe. — Die Zucht der Mutter Steppe ist keine verweichlichende, sie ist eine ernste, oft eine herbe. Sie erzielt die Arbeit. Ohne Arbeit kein Brot. Es ist jedoch eine freundliche Arbeit, eine ersprießliche Arbeit, eine gesegnete Arbeit. Der Wüstensohn bringt in dies Land den Sinn zur Tat mit. Die Tat hat im Lande der Mutter Steppe aber keinen Raum. Die Tat trifft hier auf die Arbeit. — Damit büßen die Herrensöhne bald den Sinn der Wüste ein. Eine, vielleicht auch zwei, vielleicht auch wohl drei Generationen und sie sind kaum mehr zu unterscheiden von den Kindern der Steppe. Sie haben frisches Blut zugeführt, haben den Arbeitsgeist geschürt und sind als Scheiter in der nützlichen Flamme einer tieferen Kultur aufgegangen.

Der Bauer siegt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Geist der Bauernstämme entscheidet.

Das Wesen der Bauernkultur ist unüberwindlich.

Deshalb sage ich, daß sich im Bauernstamm das Wesen Afrikas am vollendetsten widerspiegelt. Er bestimmt das Schicksal des Erdteiles. Laßt euch nicht dadurch täuschen, daß die Pracht der großen Städte, die Ritterlichkeit der Burgbewohner, die Macht großer Kaiser und Könige die Bedeutung der Bauernstämme als unscheinbar in der äußeren Wirkung zurückdrängt. Dies täuscht. Denn:

Der Kaiser vollführt den ersten Spatenstich.

Das Handwerk ist bäuerlich.

Die Kunst ist bäuerlich.

Das Rittertum ist bäuerlich.

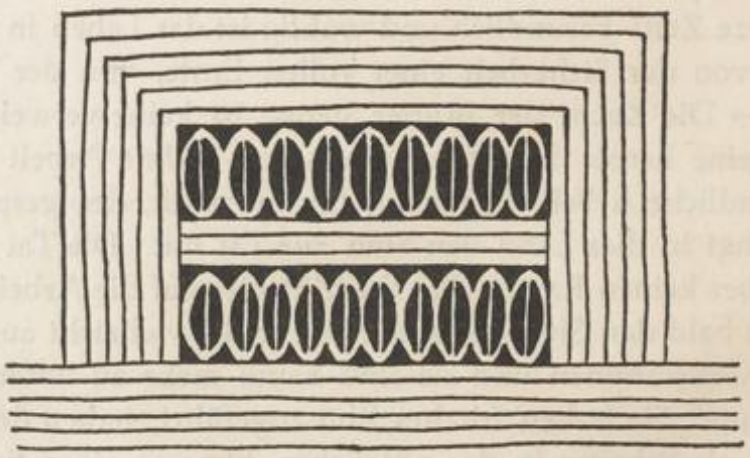
Bäuerlich aber vor allem ist die Freude. Gehe in unsere Bauerndörfer und schaue den Freuden zu am festlichen Tage: dem Spiel unter der Linde, dem behaglichen Schmunzeln der Alten, dem Getändel der Jugend, dem emsigen Zuspruch der Getränke, — ergib dich hier ganz dem Sinn dieser aus strenger und ermüdender Wochenarbeit herausgewachsenen, naiven Fröhlichkeit, dem aus dem Bewußtsein des Geborgenseins entsprossenen Glück am Jubel, — nimm das als ein Ganzes und du hast ein Ebenbild afrikanischen Lebens.

Die afrikanische Freude kennt nicht den rasenden Sinnestaumel unserer Städte.

Sie ist unbekannt mit dem Sprung der Ekstase.

Sie ist rein und voll.

Sie ist nie ein Schein, hinter dem der berechnende Sinn der Menschen weitergrübelt über Sorge und Handlung des nächsten Tages.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Texttafel 1

Ältere Tätowierung der Bena Lulua (Kassaigebiet)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

II. ARBEIT

DAS ist die Freude, die der edlen Arbeit entsproßt. Der Arbeit! Ach, ihr armen Menschen der großen Städte unserer Tage, wie wenig wißt ihr doch von dieser Arbeit! Wißt ihr, was diese Arbeit der Bauern bedeutet? Ich will versuchen, euch das zu schildern, was ich dort unten als Werk der Mutter Steppe miterlebte.

In unwandelbar hartem Rhythmenschlag wandelt das Jahr der Natur sich ab. Die Regenzeiten beginnen mit dem Tag, sie enden mit der Stunde. Dazwischen im Sommer die Trockenzeit, eine Reihe von Monaten vollkommener Dürre, einer glühenden, einer sengenden Sonne. Was nicht in der kleinen ersten Regenzeit gekeimt hat, verbrennt in der Dürre. Was aber Wurzel faßte, gewinnt nun Kraft und Lebenswille. Setzt die zweite Regenzeit ein, dann entfaltet sich Kraft und Wille, über Nacht stiegen Wälder von Halmen, Garben von Kräutern empor. Eine mächtige Welt gestaltet sich, ein herrliches Kleid umhüllt die Mutter Steppe. Grün und saftig zuerst, bräunlich und fruchtbar nachher.

Dann aber sinkt die ganze Herrlichkeit in schwerer Erschöpfung in sich zusammen. Gelbbraun und matt, lasch und sterbensmüde hängt die Halm- und Blütenwelt herab. Brände ziehen nun über das Land. Braune Asche bedeckt die Erde. Rotbräunliche, ölige Staubmassen erfüllen die Luft. Winterliche Kühle erst reinigt sie wieder und bringt den Schlaf, der das ablaufende Jahr von den Frühlingsgedrängen eines nachfolgenden scheidet.

Das ist Gottes Werk in der Natur.

In dieses hinein fügt sich die Arbeit der Menschen. Leicht ist sie nicht. Wenn die Krume nicht, beizeiten bereitet, den Samen aufgenommen hat, keimt dieser nicht nach dem ersten Regen; dann verbrennt er und Hungersnot ist sicheres Geschick. Wenn nach üppigem Aufsprossen nicht das gierige Unkraut vernichtet, die Kulturfrucht von schlimmen Schmarotzern befreit wird, dann verkümmern Korn, Knolle und Frucht. Feindliche Mächte erschweren die Arbeit. Giftige Schlangen lagern versteckt in den Furchen, starke Leoparden lauern häufig am Bach. Übermächtige Tornados zerstören die Felder, so daß auch ein schnelles Aufräumen gewöhnlich nur wenig Erfolg hat. Einst ritt ich an einem Felde großer Ausdehnung vorbei, dessen etwa zweieinhalb Meter hohe Halme der Sturm vollkommen niedergeworfen hatte. Die Bauern hatten aber Tausende von Stöcken in die Erde gesteckt und die Halme zu zweien und zu dreien daran gebunden. Es war eine schier unglaubliche Arbeit, aber sie hatten ihre Ernte gesichert.

Ein ständiger Kampf ist diese Arbeit. Sie ist gebunden an den ehernen Schlag des Wandels der Natur. Aber ist sie nicht dafür auch wieder ein Schöpfungswerk?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sind es nicht die Gesetze, die alljährlich Gottes Schöpfung leiten, denen hier auch der Mensch folgt? Wird der Mensch nicht hierdurch zum Mitschöpfer Gottes?

Und weiter noch: wird dadurch der Mensch, daß er sich mit seinem Werke ganz dem großen Wandel der Natur anschmiegt, nicht nur als Mensch, sondern auch mit seiner Arbeit zu einem Teil der ganzen Natur? Erschließt er sich nicht damit zu einer Blüte, die die Einheit der Umwelt in sich aufnimmt, wie ein Spiegel? Ist diese Arbeit nicht eine ohne grüblerische Versenkung zum Erlebnis führende Religion?

Wovon ich hier spreche, das ist das Hohe Lied der Arbeit! Achtet des Sinnes, den das Wort hier gewinnt, dieses Wort, das im Laufe der Zeiten zu einem der schlimmsten geworden ist, die es gibt, weil Segen zum Fluch verdreht wurde.

Wenn heute die Menschen zur „Arbeit" gehen, in ihr Büro oder in die Fabrik, wenn sie da ihre vorgeschriebene Zeit pünktlich mit einer Beschäftigung ausgefüllt haben, — wenn oft dabei nach der Uhr gesehen und im Inneren immer an etwas gedacht wird, — wenn sie dann schnell Listen und Papiere zugeklappt oder den Dampfhahn abgestellt, — wenn sie den besseren Rock angezogen und einen mißachtenden Blick zurück auf ihr Gewerk geworfen haben, — ja haben dann die Menschen ein Recht dazu, von einer Arbeit zu sprechen? Sind das nicht freiwillige Galeerensklaven? Verwechseln diese Menschen nicht Fron mit Arbeit? Ach und so viele Millionen von Frondienern irren in der Welt umher und ahnen nicht, wie elend sie sich machen!

Diese Fron hat nichts zu tun mit der Arbeit, die froh macht und wie ein Lied aus dem Innern widerklingt, nicht mit ihr, die die Menschen in eine Einheit versetzt mit der Natur und mit der Welt, nichts mit der Begnadung des Schicksalhaften und der Tiefe schöpferischen Erlebnisses. Die Fron bringt nicht Freude am Vollendeten, sondern am Gewinn, an einem seelenfressenden, seelenlechzenden, zerstörenden, aufwiegelnden Nutzen.

Einheit ist das Wesen der Arbeit des Sohnes der Mutter Steppe.

Das Kind der Halmfrucht bestellt nicht nur seine Farm.

Alles, was zur Leibes-Notdurft und -Nahrung dient, schafft es sich selbst.

Es baut sein Haus.

Es schneidet oder webt sein Kleid.

Es schnitzt sein Gerät.

Aus Kürbisschalen fertigt es Gefäße.

Aus Ton formt es Töpfe.

Es flicht seine Schnuren.

Es flicht Körbe und Matten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alles das ist Hausarbeit. Nur einen Beruf kennen diese Menschen: den der Schmiede. Der Schmied aber ist nicht nur ein kunstfertiger Mann, er ist auch ein tiefsinniger. Er kennt die Bräuche der Ahnen. Er weiß mit den Opfern, mit der Erziehung der Jugend, mit den Notwendigkeiten bei Geburt und Begräbnis Bescheid. Sein Werk ist ein gesegnetes. Er schafft die Spaten und Hacken, die Messer und Beile. Seine Arbeit dient naturgemäß dem Landbau und deshalb zahlen die Bauern sie ihm mit Korn und Feldfrüchten. Zudem ist auch er ein Bauer, der sein Feldlein bestellt, wenn es auch kleiner ist als das der anderen Sippen.

Alles wird im Gehöft selbst geschaffen. Mann und Weib, Sohn und Tochter, Greis und Jugend bieten ihre Hände zum gemeinsamen Werk. Über die Zuweisung entscheiden Geschlecht und Alter. Der Älteste der Sippe gliedert, ordnet, regelt. Der unzulänglich gewordene Greis hockt auf dem Altenteil. Die Jüngeren packen an. Des Mannes ist alle schwerere Farmarbeit, die Arbeit mit Beil und Hacke, das Herbeischaffen und Aufrichten der Bauhölzer beim Hüttenbau, alles Schnitzen und Flechten, im Herbst die Jagd. Angelegenheit der Frauen ist dagegen im Farmbau der Schnitt der Kornähren und -Dolden, Hilfe bei Einbringung der Ernte, alles was mit der Umbildung des Tones zu tun hat, also ebensowohl Töpferei als Herrichtung des Estriches und Bereitung der Nahrung vom Schleppen des Wassers und Zuführung des Brennholzes und dem Mahlen der Körner bis zur Darreichung des fertigen Breies. Daß das Weib die kleinen Kinder zu versorgen hat, versteht sich von selbst.

Soweit die Arbeit auf dem Lande. Hier greift alles so automatisch ineinander, daß der Ablauf der Geschäfte spurlos gleitet. Der Zuschauer spürt hier nichts als Selbstverständlichkeit. Der Ausdruck des Ganzen ist Frohsinn, Befriedigung, Harmonie. Nicht einmal ernste Schicksalsschläge wie Ausbleiben notwendiger Regen und zermalmende Tornados erschüttern den frohen Gleichmut. Die ständige Unzufriedenheit des europäischen Landwirts mit dem stets falschen Witterungsverlauf und der stets ungenügenden Ernte ist den Kindern der afrikanischen Mutter Steppe vollkommen unbekannt.

Es wurde gegeben, es wurde genommen. Preis und Lob dem gütigen Schicksal, der gütigen Mutter Steppe. Sie, die Heilige, hat es so bestimmt. Ist es des Menschen, zu rechten um mehr oder weniger? Dankbarkeit erfülle des Menschen Sinn. Noch nicht erwuchs hier der Hader um die Möglichkeit segensreicheren Geschicks. Über alles erhaben ist das Schicksal; klein, nur ein Teil des Ganzen, ist der Mensch. Wie könnte er auf den Gedanken kommen, sich herauszuheben aus der Gesamtheit und etwas zu fordern, was mehr ist als Teilnahme am Geschick der Umwelt als einer Einheit?

Und ist der Sinn des Lebens in den Städten etwa ein anderer?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Da, wo ein ritterliches Geschlecht in einer Burgstadt, einer Polis, herrscht, wo die Eingeborenen als Hörige, als Ulussu, so und so viele Vormittage auf den Feldern der Herren arbeiteten, da ist ihre, der Hörigen, Heimat eine Insel der Seligen. Wenn in der Stadt die Gattin des Ritters schwanger, seine Stute oder Hündin trächtig wird, so wird das Fruchtbare in die Farm gesandt. Hier, wo Korn sprießt und Milch fließt, wo alle Welt Hacke und Spaten führt, hier jubelt alles in herrlicher Mehrung. Ritter und Barden finden hier stets ein freudiges und freundliches Menschengeschlecht. Hier schenkt der Herr gerne dem Diener, hier ist Dienen gleichsinnig geworden mit Mitwirkung, Herrschen gleichbedeutend mit Teilen unter alle. Nie sah ich hier mißmutige Mienen. Und wie sollte das auch anders sein? Die Sorge der Stadt, — die Freude dem Lande!

Endlich nun das Leben im größeren Gemeinwesen: die Pfalz mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, ihrem üppigen Wohlleben, ihrer höheren Lebenskunst.

Gewiß, hier prangt das Leben in Hofhaltung. Hier lasten Fragen der Politik. Hier scheinen Umsatz und Handel allein bedeutungsvoll. Ja, hier spricht das Handwerk, gesteigert zu Gewerkschaft und Tarif, ein entscheidendes Wort.

Aber wenn die ersten Tropfen des Frühlingsregens niederfallen, dann zieht der Kaiser an der Spitze des Hofes ins Freie, dann schlägt er die erste Saatgrube, dann birgt er die ersten Samen im Schoße der Mutter Erde. Es ist eine heilige Handlung.

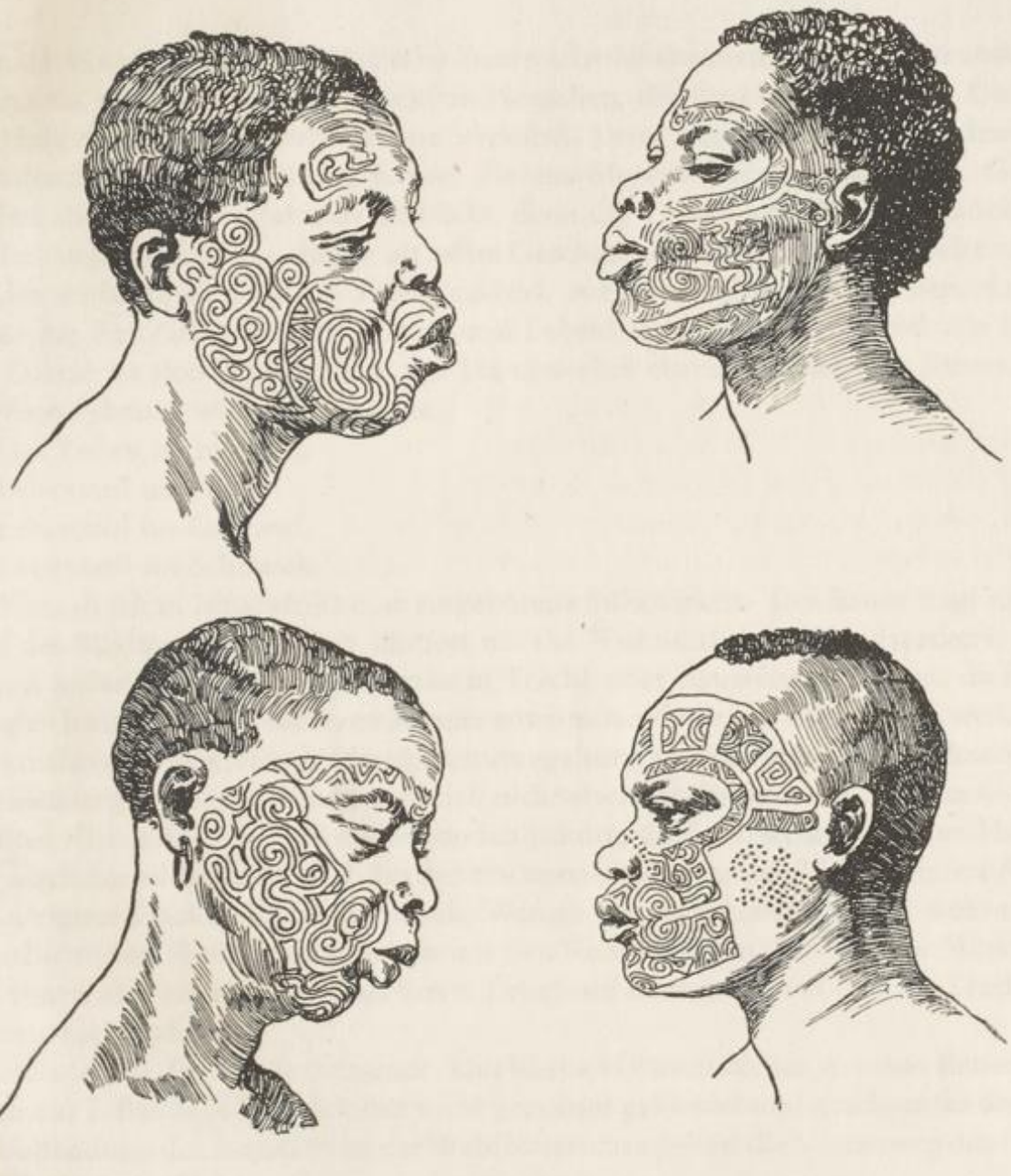
Jeder Hofherr hat sein Farmland, jeder ansehnliche Kaufherr seine Farmweiler.

Und dann schaue hin, ob der Sinn dieser Menschen der großen Städte sich abgewandt hat vom Wesen der Kinder der Mutter Steppe. Du wirst es nicht finden! Der Kaufmann trägt Glück und Unglück nicht anders als der Bauer. Es wurde gegeben, es wurde genommen. Der Handwerker kennt keinen anderen Sinn des Seins als den der gewaltigen Einheit im Werden und Vergehen, bei Pflanze und Mensch, im Werke der großen Meister und in dem der kleinen Strebenden.

Arbeit ist auch hier nichts von außen Hereingekommenes, von außen Aufgezwungenes, dem Leben Entgegengesetztes. Arbeit ist das das Leben Erfüllende, aus dem Leben Stammende und das Leben Bereitende.

Noch ist die Fron hier unbekannt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

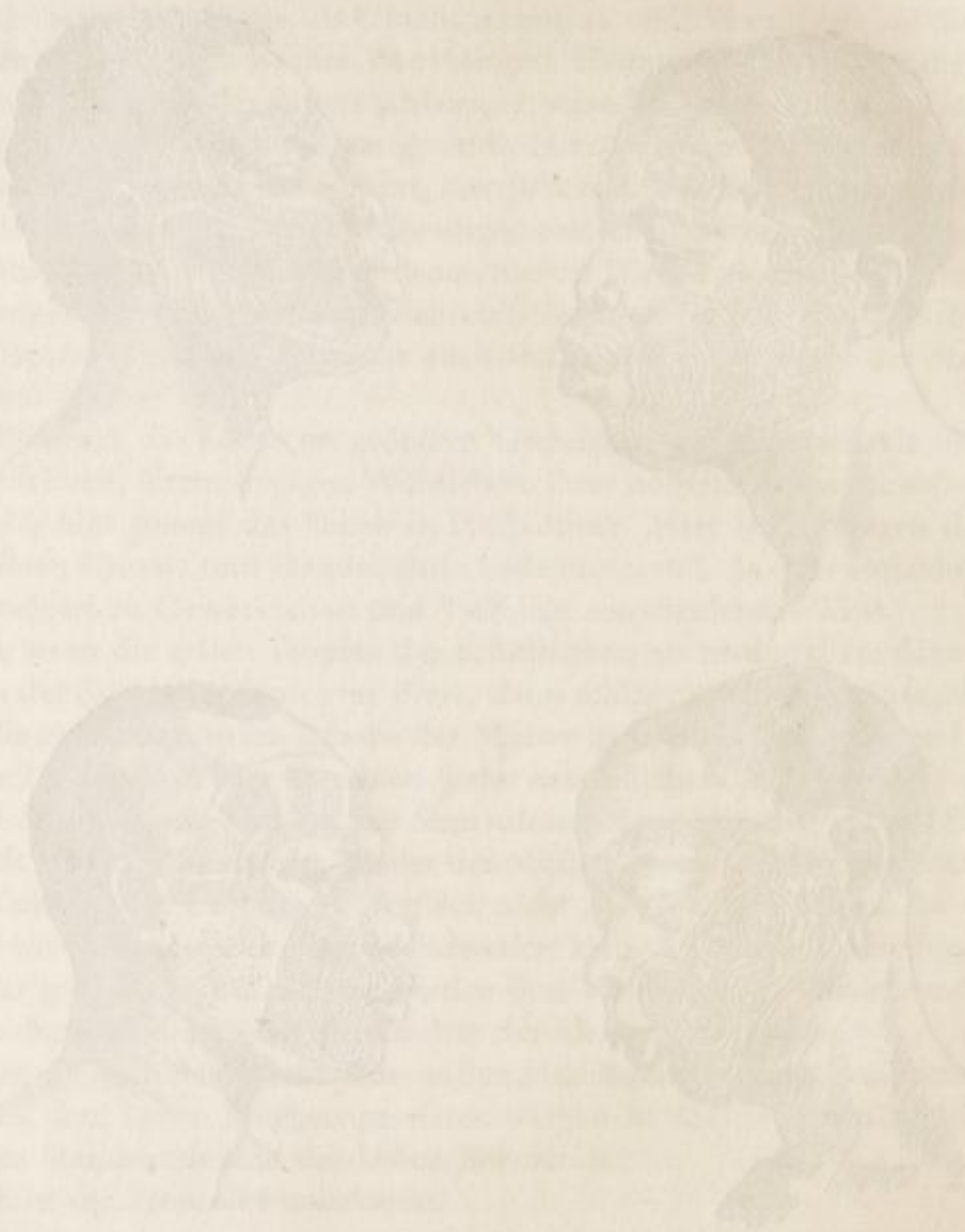


Texttafel 2

Jüngere Tätowierung der Bena Lulua (Kassaigebiet)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

III. DER SCHMUCK

DIE Menschen der Arbeit, die die Fron noch nicht kennen, gehen immer umher — geschmückt wie zum Feiertag. Törichte Menschen, die ihr glaubt, daß nur Dichter- und Heldenruhm den Lorbeerkranz verleiht! Diese dort, die Gottes Erdenwerk aufgenommen und fortgeführt haben, die aus Steppen Farmen, aus Öden Gärten schaffen, die sind von Natur geschmückt, denn die Freude am Werke schmückt sie, läßt die Augen leuchten — heller als edles Geschmeide —, läßt die Brust tiefer atmen und das schönste Ehrenkleid, Feiertagskleid, auf ihren Mienen erscheinen, das ich kenne: das der Zufriedenheit. Arbeit und Leben, Freude und Leid sind alle Eines. Dies Dasein ist stets Einheit. Das der Handwerker ebenso wie das der Bauern, das der Hirten ebenso wie das der Jäger.

Das Leben ist hier Stil.

Lebensstil im Haus.

Lebensstil im Gewand.

Lebensstil im Schmuck.

Nie sah ich in Innerafrika eine eingeborene Stillosigkeit. Der Bauer trägt nie das Kleid des Städters, der Farmer imitiert nie die Wohnstätte des Handwerkers. Und wo von außen her ein neuer Gedanke in Tracht oder Bauweise eindringt, da findet er sogleich eine neue, dem neuen Raume entsprechende Form. Das geht so weit, daß, wenn mehrere Völker verschiedener Kulturzugehörigkeit durcheinander wohnen, eine jeder seine eigene Art beibehält und sich nicht etwa dem anderen anpaßt. Im Gebiete des alten Kororofa haben die feldbauenden Jukum, die handwerktreibenden Haussa, die viehzüchtenden Fulbe und die der Fischerei nachgehenden Wurbo eigene Architektur, eigene Tracht, eigenen Schmuck. Wenige Kilometer landeinwärts wohnen die gartenbauenden Muntschi; sie haben mit den Vorerwähnten die gleichen Märkte; es wird ihnen aber nie einfallen, aus ihrem Lebensstil herauszutreten und die Tracht der anderen nachzuahmen.

Stets ist die Tracht ein Schmuck. Das kleine Hirtenmädchen mit den flatternden Enden der T-Bandage kann ich mir nicht graziöser gekleidet und geschmückt denken. Zur Vollendung der Ausstattung der Waldbauernfrau gehört die Verzierung des Leibes mit Schnitt und Wulst.

Das Bezeichnende ist, daß nicht nur dem Weibe die Tracht auch Schmuck ist. Im Gegensatz zu den Männern unserer Zeit, die sich danach drängen, möglichst gleichförmige, unauffällige und einfarbige Trachten zu erfinden, geht hier Volk wie Individuum seinem eigenen Geschmack nach. Allein die Kopftrachten, die Formen der Männerhüte können ganze Bände von Modejournalen füllen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Klar und in selbstverständlicher Betonung tritt der Unterschied der Arbeit und des Lebens in dem Kleid hervor. Der Bauer, der in kleiner Gemeinde, oft nur in eigener Sippe lebt, benötigt nicht des vielen Tandes. Ein Schurz, ein zwischen den Beinen durchgezogener Stoffstreif genügen. Solches Kleid hindert nicht bei der Arbeit. Oft ist auch dies noch ein Zuviel und dann ersetzt vielleicht ein kleines Flechtwerk oder eine Frucht, eine kleine Hülle als Kapsel alles andere. Dahingegen die Städte: weite Beinkleider, je faltenreicher desto herrlicher, buntgestreift und reich bestickt. Dazu ein faltenreicher Überwurf, eine Casula, deren Seitenteile die Ärmel ersetzen. Solcherlei Gewand will würdig getragen sein. Nur große Bewegungen rufen eine „schöne" Linie der langen Falten hervor. Die fein und kunstreich gestickte Tasche auf der Brust zieht jedes Auge auf sich. Ich habe Tausende solcher Stickereien gesehen. Alle sind eines Stiles, nie aber sah ich zwei gleiche.

Hier fordert Lebensfreude den Schmuck.

Und das natürlich in allem.

Mustert doch nur die Bilder der Architektur.

Bei manchen der Bauernvölker stellt das ganze Gebäude als solches ein Schmuckstück dar. Ich denke da besonders an die Burgen der westlichen Äthiopen und die der zentralen Äthiopen. Im zweiten Teile des Werkes „Das unbekannte Afrika" habe ich hiervon reiches Abbildungsmaterial als Beleg erbracht. Oft sind nicht zwei der kleinen Burgen gleich. Jede aber ist in ihrer Eigenart von reinem und sauberem Stil. In anderen Gegenden werden die Teile der Eingangstür mit hübschen Ornamenten geschmückt. Wieder anderen Orts sind die Mauern mit Schmuck in Hautrelief überzogen.

Und dann erst das Innere des afrikanischen Hauses! In der kleinsten Hütte wie im großen Wohnbau brennt Tag um Tag ein Feuer, dessen Rauch durch das Stroh-, Blätter- oder Rohrdach von dannen zieht. Das Dach ist auch von innen gesehen ein Kunstwerklein zierlicher Flechterei. Der Rauch überzieht nun mit einer Schicht hinaufgetragener ätherischer Öle das Gesparre und Gebinde. Dieses wird derart mit einer schönen braunen Farbe beschlagen, die bronzeartig glänzt. Da, wo auch die Wände geflochten werden, ergibt es sich von selbst, eine besondere Flechtweise anzuwenden, so daß feingegliederte Muster entstehen. Jene endlich, die ihre Häuser mit Lehmwänden versehen, haben eine besondere Kunst der Innenausfertigung gewonnen. Sie wissen die Fläche fast spiegelhaft zu glätten. Sie ist aber nicht einfarbig. In den besonders bereiteten Lehm sind rote, gelbe, blaue und violette Töne gelegt, die sich nun mitspiegeln und so wird man leicht an das Bild erinnert, das der Blick auf die ruhige Fläche eines leichtfarbigen Wasserspiegels gewährt. Dabei sind auch hier allenthalben Spuren der Tätigkeit zu sehen. Hier eine Scheuerglätte, dort eine Abgegriffenheit. Die Arbeit und das gleitende Leben verbinden das organisch Aufwachsende, sein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wesen aus der Entwicklung alter Zeiten Schöpfende mit dem Ablauf des Gegenwärtigen und nützlich Natürlichen.

Und wie in der Tracht und in der Wohnung, so ergießt sich auf allen Gebieten das wirkende Leben bildend und schmückend über das zweckdienlich Geformte und arbeitsgemäß Verwendete. Eine liebenswürdige Launenhaftigkeit, die ganz der in der natürlichen Umwelt uns als solche erscheinenden entspricht, läßt steigende und fallende Freude oder Lust in besonderer Beachtung gewahren. Hier ist ein Völkchen, das wird plötzlich dazu angeregt, seinen Töpfen eine betonende Sorgfalt zu widmen. Da werden dann die alten Schnörkel aus Großvaters Zeiten, die lange vernachlässigt wurden, wieder lebendig. Sie werden aber nicht etwa stumpfsinnig kopiert und unverständig zusammengepackt. Solche Sünden kennt nur der zweckbewußte Europäer. Dort drüben geht das anders vor sich. Sowie sich ein solches Lüstchen an reicherem Schmuck einstellt, fließt aus dem von praktischer Handhabung geleiteten Werke die Formsprache ganz natürlich und ungezwungen heraus. Die neue Gestaltung wächst, genau wie eine Pflanze wächst. Über Nacht hat sich ein neues Blütchen am Stamme der Stilarten entfaltet. An dem erfreuen sich nun seine Betrachter und hätscheln und liebkosen es eine Zeitlang und tun sich darin wohl, bis das Interesse sich eines Tages von ihm abwendet und nun vielleicht einer neuen Art von Mattenflechtkunst oder von Löffelformen oder was es auch immer ist, zusteuert.

Dieses habe ich über das Wesen lebendigen Stiles zu sagen.

Und nun schaue man um sich:

Bei diesem Volke finde ich besonderen Schmuck in Gesichtschnitten.

Bei jenem dort eigenartige Haarpfeile.

Bei jenem merkwürdige Plüschlendenstoffe.

Bei jenem einen großen Reichtum an Trommelformen.

Bei jenem allerfröhlichste Gestalten von Schemeln.

Das steigert sich hier zu imposanten Holzschnitzereien, die ganze Häuser überziehen, und schrumpft dann wieder zusammen zu kleinen Schnörkelchen am Hüftband. Aber das Wesen ist immer das gleiche, ob im tropisch üppigen und hypertrophischen oder im senil, kraftlos abtastenden Sinne. Niemals hört die Pflanze Kultur auf sich zu verwandeln. Immer ist Arbeit gleich Leben und Schmuck gleich Sein.

Leben bedeutet also in diesem Sinne Bewegung, aber — wohl bemerkt — begrenzte Bewegung. Die Grenzen liegen immer in der Natur der Erscheinungen. Wenn man von den Ausdrucksformen der Kultur sehr wohl sagen kann, daß man über schön und häßlich streiten kann — denn das ist eine Angelegenheit des nach Person und Zeit stets schwankenden Geschmacks —, so wird doch niemand an ihnen eine Stillosigkeit nachweisen können. Das ist das Großartige und Bedeutende. Und der Grund

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hierfür liegt eben in der Tatsache, daß das alles aus freier Auswirkung des tätigen Lebens heraus erwächst und nicht verstandesgemäß betrieben wird. Darin liegt die natürliche Begrenzung. Die Natur ist nämlich überall durch sich selbst begrenzt. Die Materie an sich zieht Grenzen (Holz durch seine Fasern, Stein durch seinen Bruch, Ton durch sein Geschmiege). Die Arbeit begrenzt. Und der Raum begrenzt.

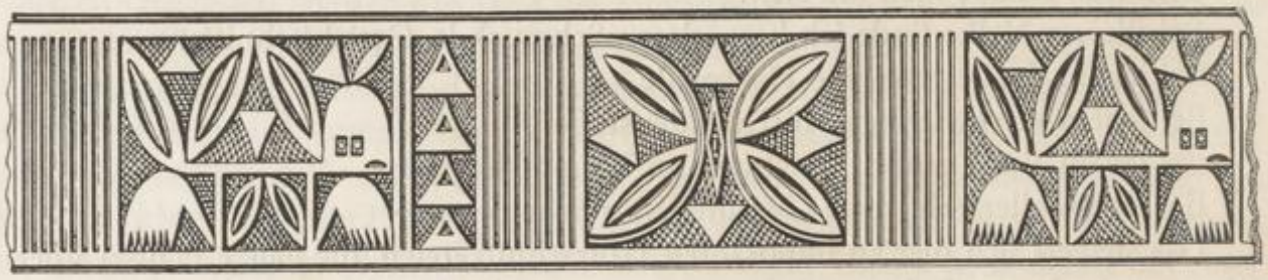
Das letztere ist bisher immer zu wenig beachtet. Ich halte diese Beobachtung für eine entscheidende meiner Arbeit draußen und daheim.

Die Begrenzung durch den natürlichen Lebensraum äußert sich so klar, daß sich dem Reisenden drüben oft mit dem Überschreiten einer Wasserscheide neue Stilformen eröffnen. Besonders fiel mir dies in der Kalebassenschnitzerei Nordguineas und des Sudans und bei der Holzschnitzerei des südlichen Kongobeckens auf. Die Stilformen waren haarscharf an geographische Rahmen gebunden.

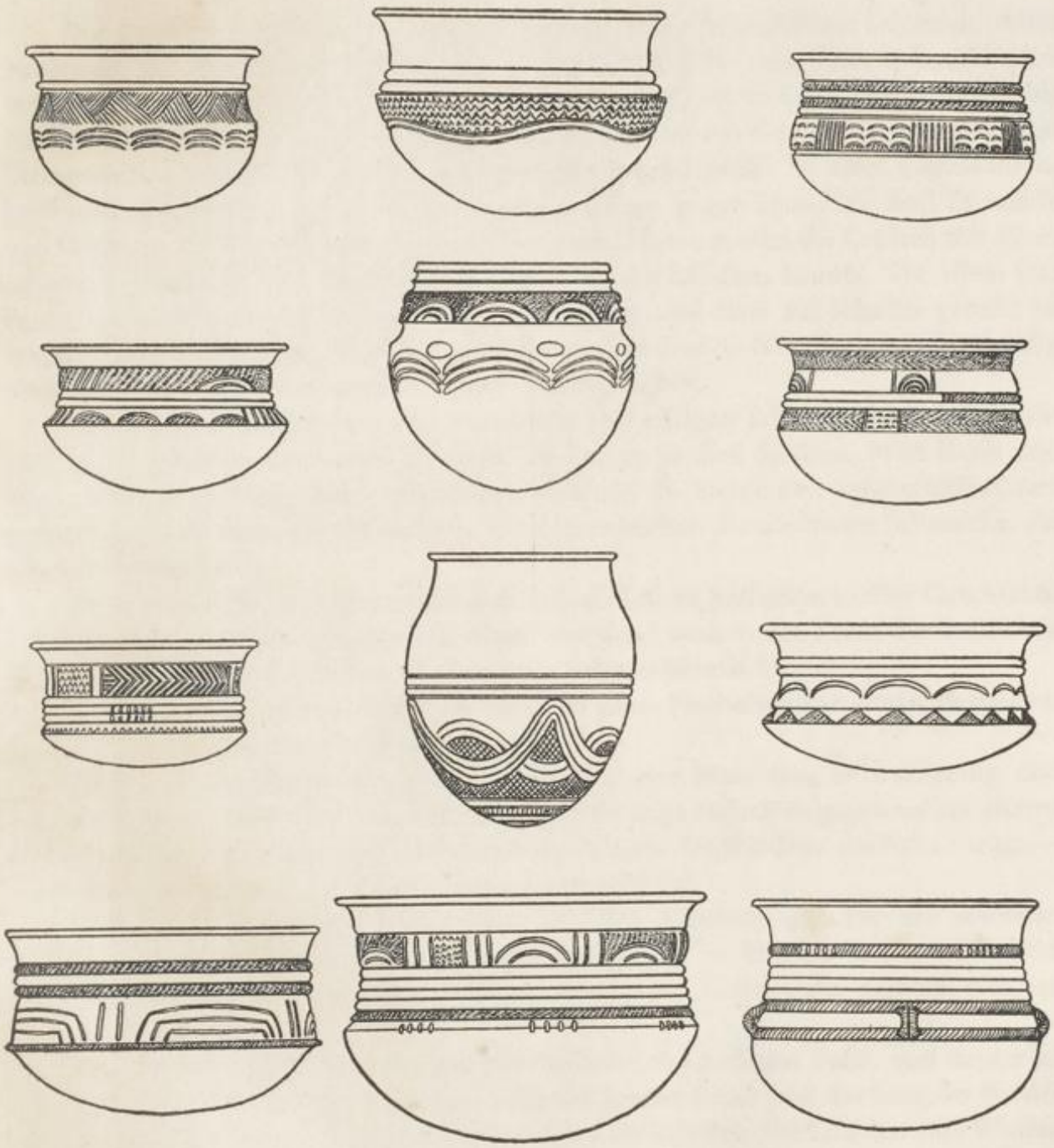
Aber ist das so etwas Erstaunliches?

Weiß nicht jeder Kenner unserer heimischen Jagdgründe, daß in jedem Flußgebiet ein anderer Typus des Gestänges der Rehböcke heimisch ist? Kann nicht ein wirklich gründlicher Kenner von den Kronen in einem Jagdzimmer schließen, in welchen Gebieten der Hausherr seine Beute erlegte?

Wahrlich: die Stilarten der Kultur sind nichts anderes als Steigerungen der Natur selbst.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

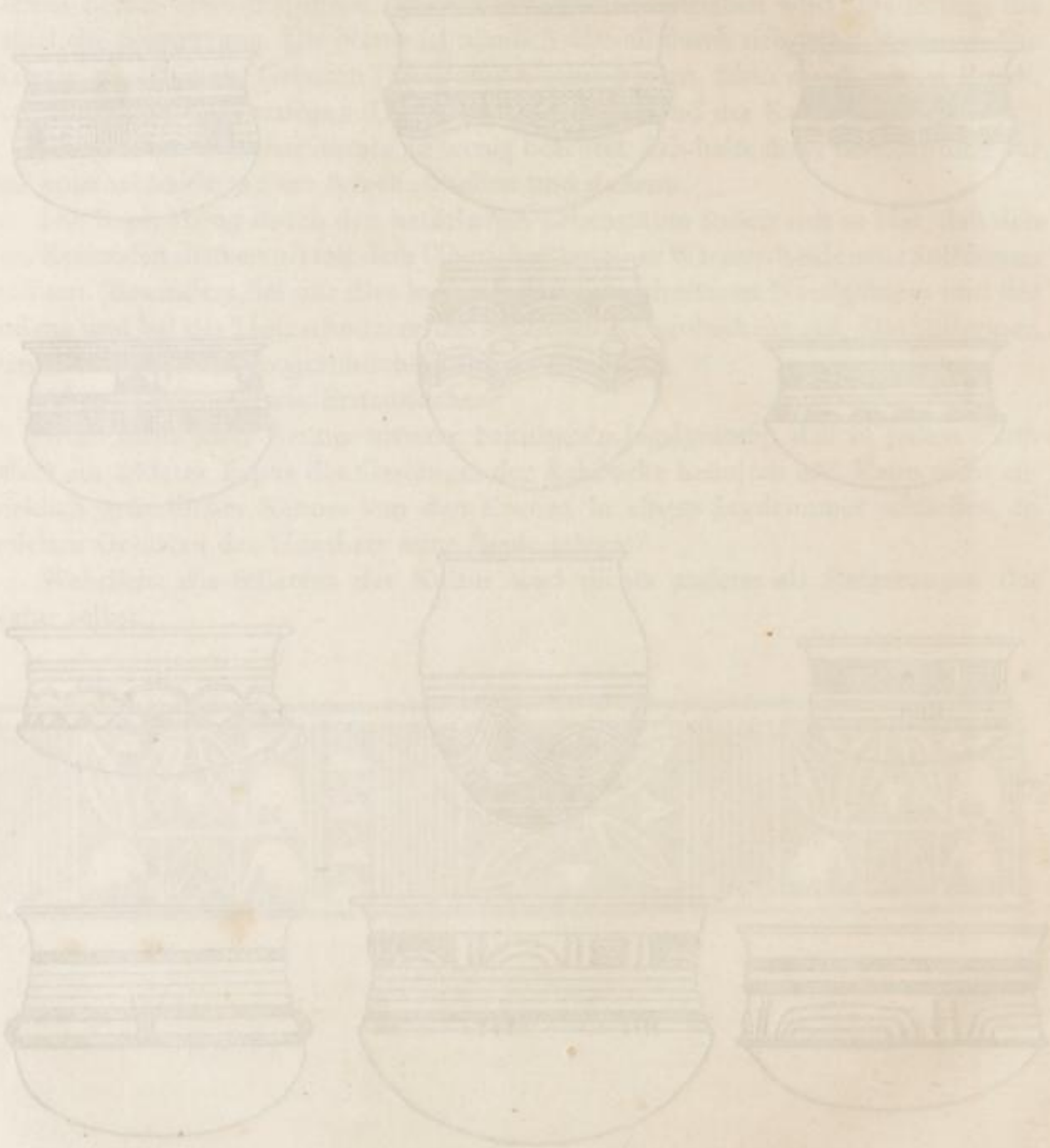


Texttafel 3

Niedere Tongefäße der Bassonge (Sankurrugebiet)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



IV. DES LEBENS FÜLLE

So gewinnt natürlich-schlichte Lebensform ihren freundlichen Schmuck. Alles aufgebaut auf bäuerlicher Arbeit, sich emporrichtend bis zum feinen, handwerksmäßig betriebenen Kunstwerk in den großen Städten, bis in feine Zinngießerei, bis zur Gestaltung edler Formen in getriebenem Metall, bis zur Kunst des Schleifens von Steinperlen. Diese aber erscheint mir besonders bezeichnend. Im alten Garamantenland und anderweitig im Gebiet der heutigen Sahara liegen Hunderte und Tausende von Gräbern. In ihnen wurden bis vor etwa zwei Jahrtausenden die Leichen mit allem Schmuck beigesetzt, den die damalige Zeit in diesen Ländern kannte. Vor allem war es damals dort Sitte, aus Steinen Perlen zu schleifen und diese auf Schnüre gereiht zu tragen. Das alte Karthago (Carchedon) soll von dem dort im Norden besonders häufig verwendeten Chalzedon seinen Namen erhalten haben.

Diese Schmuckstücke werden nun heute von eifrigen Schatzgräbern aufgesucht und auf die Märkte des Sudan gebracht. In einigen großen Städten, so in Kano und Bida, sind ganze Werkstätten entstanden, in denen die Steine neu aufgeschliffen, neu poliert und aufs neue gereiht werden. Und so entstehen die schönsten Schmucke, die ich aus Afrika kenne.

Ist es nun nicht ein eigenartiges Symbol, daß diese Reliquien uralter Geschichte, die Zeugnisse großer Vergangenheit derart aus den Ländern der Tat in die der Arbeit fließen und so zum Schönsten werden, was Schmuckkunst hier zeitigte?

Und ist es nicht etwas Herrliches um solch zähes Festhalten ehrwürdigen Besitzes und altehrwürdiger Beziehungen?

Wahrlich, das Gedächtnis und Geschreibsel der Menschen ist kurzatmig und schwindsüchtig. Gewaltig und über alle Begriffe majestätisch dagegen ist die eherne Ruhe, mit der die Kultur die Miene und das Wesen des Werdens zur Schau trägt, — dem, der sich mit ihrem Anblick vertraut gemacht hat.

Die vorgeschichtlichen Steinperlen aus den Ländern der Tat als schönster Schmuck in den Ländern der gottgesegneten Arbeit! — Das ist nur ein Sinnbild, nur ein Hinweis auf eine ganze Welt von Tiefe und Größe, die sich im gleichen Sinne entfaltet hat.

Aus jenen Ländern kamen auch die Gründer der heiligen Polis, von denen ich oben erzählte. Von dort her wanderte auch die Tat der Ritter und der Sang der Barden ein. Mit beiden geschah das gleiche wie mit den Steinperlen. Sie erlebten eine Wiedergeburt. Und so wie die umgeformten Steinperlen zum edelsten Schmuck, so wurde das Rittertum und der Bardensang zum höchsten Ausdruck der Lebensfreude im Lande der Mutter Steppe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Des Lebens Fülle erschließt sich hier unmittelbar. Was soll ich aber viel reden von etwas, wovon jeder sich selbst überzeugen kann. Ich will hier nur einfach die Geschichte von dem trunkenen Ritter erzählen, die im Pui steht und eine ausgezeichnete Probe abgibt. Es ist eine der Spielmannsgeschichten aus der Sahel und vom Oberlauf des Niger.

FRAUENSPOTT UND BARDENLIST (Soninke, obere Niger)

Sirrani Korro Samba heiratete eine Frau aus Tomma Korro. Eines Tages reiste er mit seiner Frau nach Tomma Korro, um seine Schwiegermutter zu besuchen. Seine Frau ritt auf einem Packochsen. Er ritt auf seinem Pferd. Er hatte seiner Frau einen Sklaven gegeben, der deren Sachen trug. Sie kamen nach Tomma Korro. Drei Tage blieben sie in Tomma Korro. Es war viel Honigbier hergestellt worden. Sie aßen, und jeden Tag betrank sich Sirrani Korro Samba.

Am vierten Tage morgens sagte Sirrani Korro Samba: „Heute wollen wir zurückkehren. Du (meine Frau), reite mit dem Sklaven auf dem Packochsen voran, ich will noch einige Stunden hier bleiben, denn ich will das gute Honigbier austrinken, das noch übrig geblieben ist. Ich komme dann um die Mittagszeit nach. Steig auf deinen Packochsen und reite mit dem Sklaven voran." Die Frau machte sich mit dem Sklaven auf den Weg.

Es waren damals sechzig Helden von Segu auf dem Wege, und die hatten eine Unternehmung vor, hatten aber kein Glück gehabt, so daß sie jetzt ohne Beute mißmutig umherritten. Unter den sechzig waren mit die berühmtesten Helden der Vergangenheit. Da war z. B. der Massassi Diadierri, der Fulbe Malia, der Diaora Gundaunda, dann Sira-Obassi, der Bosso Mamadu Amadu und vor allem der Spielmann (Dialli) Signana Samba. (Der soll seinen Namen daher erhalten haben, daß, wenn er nach Art der Dialli um eine Gabe bat und man dann etwas für den anderen Morgen versprach, er dann an der Tür niederhockte und wartete, bis er die Gabe erhalten hatte. Er hatte große Beharrlichkeit und Geduld.)

Diese sechzig Helden aus Segu also kamen beutegierig des Weges und waren darauf erpicht, noch irgend etwas aufzufangen, um nicht gezwungen zu sein, mit leeren Händen nach Segu zurückzukehren. Einer der Männer sah in die Ferne und sagte: „Hoo! Kommt da nicht ein Mann mit bepacktem Reittier an?" Die anderen sahen auch hin und sagten: „Nein, ein Mann mit einem Reittier ist es nicht. Wohl aber ist es eine Frau, die sicher schön und wohlhabend ist, denn neben ihr geht ein Sklave." Andere meinten: „So wollen wir der Frau den Weg nach Segu zeigen, auf solche Weise lernt sie dann etwas von der Welt kennen." Andere meinten: „So hätten wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

doch noch also einen leidlichen Abschluß für unser verunglücktes Unternehmen zu verzeichnen."

Die sechzig Reiter sprengten auf die Frau Sirrani Korro Sambas zu und hielten im Kreise um sie. Die Frau sagte: „Nun, was seid ihr für Räuber und Buschreiter, daß ihr nicht einmal einer anständigen Frau aus den Augen geht? Schämt ihr euch nicht, so in der Sonne mit euren diebischen Gedanken herumzustehen, so daß ich jeden einzelnen sehe?" Einer der sechzig Helden sagte erstaunt: „Frau, was gibt dir den Mut, in dieser Weise zu den sechzig vornehmsten Helden von Segu zu sprechen?" Die Frau Sirrani Korro Sambas sagte: „Oh, was seid ihr doch für großartige Helden, daß ihr so kühn mit einer Frau zu reden wagt, — wartet aber ein wenig, bis mein Mann kommt, der wird euch schon lehren, wie man vor Angst die Hosen voll kriegt. Dann wird es sehr schnell mit dem stattlichen Mute vor der Frau zu Ende sein." Signana Samba, der Spielmann, schlug an seine Gitarre und sagte: „Wenn der Mut des Mannes dieser Frau nicht ins Pui (Heldenbuch) gehört, so sollte man wenigstens die Zungenfertigkeit dieser Frau besingen! Frau, wer ist dein Mann?"

Die Frau Sirrani Korro Sambas antwortete: „Wer mein Mann ist, fragt ihr? Wollt ihr ihn wirklich erst kennen lernen? Dann sucht euch schnell die Mauslöcher im Acker und die Vogelnester in den Bäumen aus und bleibt vorsichtig mit euren Pferdchen darin sitzen. Von da aus könnt ihr am besten die Bekanntschaft meines Mannes machen und ihr habt Aussicht, nicht unter die Fußtritte seines Pferdes zu kommen." Massassi Diadierri sagte: „Frau, du mußt uns unbedingt nach Segu begleiten, damit der König einmal eine ungewöhnliche Sache kennen lernt. Hat je einer solchen Vogel singen hören? — Vorwärts nach Segu!"

Die Frau sagte: „Macht schnell, daß ihr eures Weges kommt, denn da hinten kommt mein Mann. Ich sehe, daß er arg betrunken ist, und dann ist das Spiel gefährlich. Macht, daß ihr beiseite kommt, denn es wäre ein Jammer, wenn sechzig so tapfere Helden, die es wagen, bei hellem Tage eine einsame Frau zu belästigen, irgendwie Schaden nehmen sollten. Geht nur, ich sehe jetzt, daß mein Mann ganz außerordentlich betrunken ist." Einer der Seguleute sagte: „Das muß eine sonderbare Art von Held sein — berichte uns doch, ob es ein Gott ist oder eine Hyäne?" Alle Helden von Segu spotteten: „Es muß ein Gott oder eine Hyäne sein." Die Frau sagte: „Wenn ihr in ein Mausloch kriecht, wird er euch vorkommen wie ein Gott, — wenn ihr in ein Vogelnest schlüpfet, könnt ihr denken, es sei eine Hyäne, und das sähe eurem Verstand ähnlich."

Sirrani Korro Samba kam langsam angetrottet. Er hörte den Wortstreit und sah auf. Die sechzig Helden von Segu zogen sich zurück und betrachteten den Mann aus der Ferne. Sirrani Korro Samba richtete sich mühsam in seinem Sattel auf. Er war nämlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehr betrunken. Dann nahm er seine Flinte, schoß sie nach hinten in die Luft ab, schoß sie nach rechts in die Luft ab, — schoß sie nach vorne in die Luft ab. Sirrani Korro Samba zog dann seine Tabakspfeife heraus und begann vor sich hinzuqualmen und rief den Männern aus Segu zu: „Hooo! Seid ihr langweilig! Hooo! Seid ihr langweilig!"

Einer der Helden von Segu kam angesprengt, — er schoß auf Sirrani Korro Samba. Aber er traf ihn nicht. Sirrani Korro Samba schoß gleichmütig seine Flinte in die Luft ab. Der andere schoß und fehlte wieder und dann noch ein drittesmal. Da legte Sirrani Korro Samba sein Gewehr an. Er schoß den andern von seinem Pferde herab. Er lud, legte nochmals an und schoß den zweiten herab. Er lud, legte nochmals an und schoß einen dritten und vierten herunter. Die Seguleute begannen nun zu fliehen. Darauf setzte Sirrani Korro Samba sein Pferd in Bewegung, jagte ihnen nach und nahm drei von ihnen gefangen.

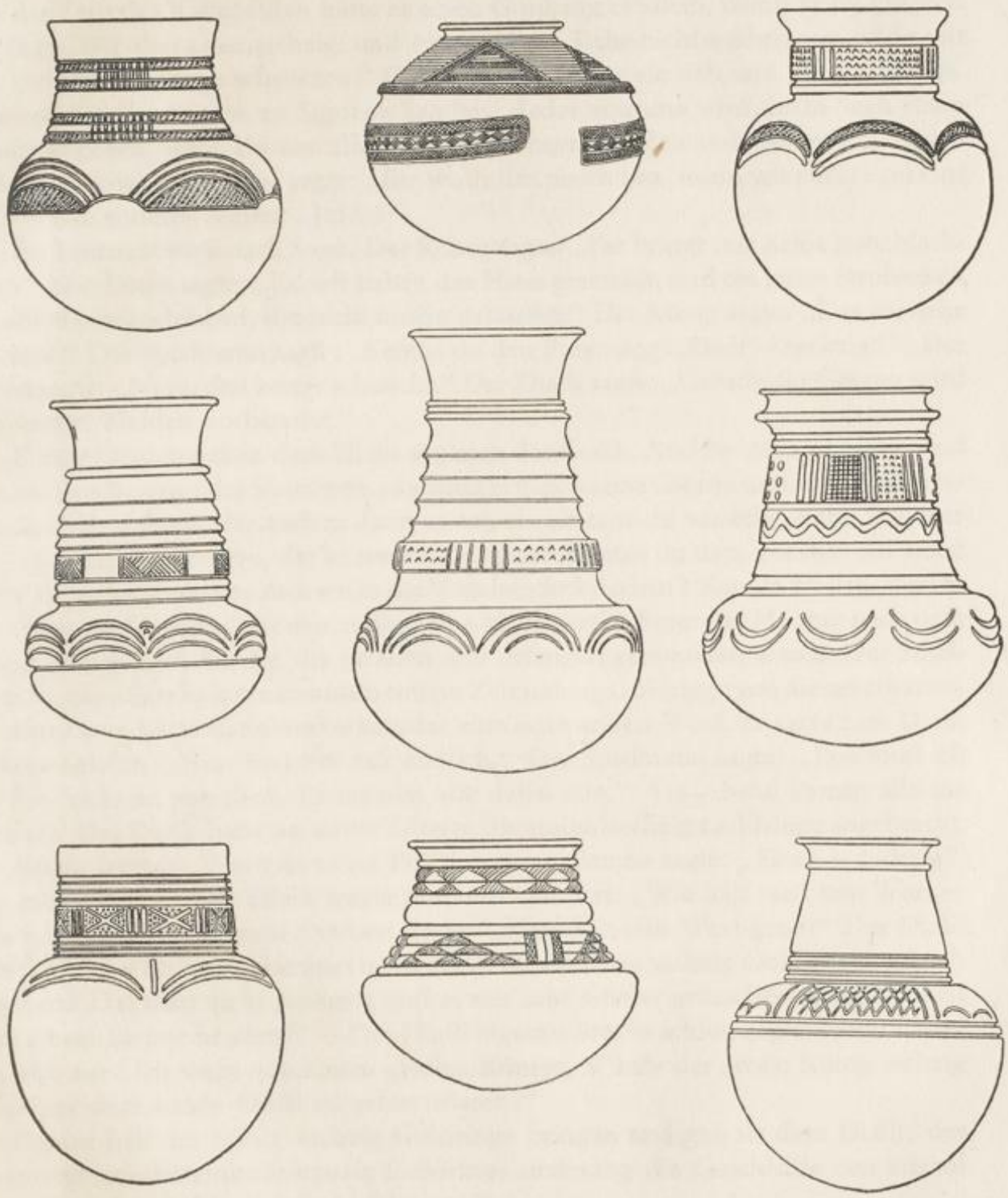
So tummelten viele Leute auf dem großen Platze herum. Viele schossen. Signana Samba, der Dialli von Segu, schlug die Gitarre und sang: „Ihr Helden von Segu, so vergeßt doch nicht euren würdigen Namen! Ihr Helden von Segu, bedenkt, daß ihr sechzig Männer seid, die von einem Frauenmund vergiftet und als Kranke nun hingeschlachtet werden sollen. Denkt doch, daß ihr Helden seid. Ihr sechzig Männer aus Segu!" Der Held aus Kalla jagte in der Ferne hinter den Fliehenden her, da ritt der Dialli zu der Frau heran und sagte: „Wenn diese Sache je im Pui besungen werden soll, wie sie es verdient, muß ein Spielmann dafür gewonnen werden, denn jene fliehenden Männer werden sicher nichts davon erzählen. Wenn der Spielmann diese Sache berichtet im Pui, dann wird er von der tapferen Frau, die er kennen lernte und von der er singen will, allzu weit entfernt sein, als daß sie ihm ein Geschenk machen könnte!" Da nahm die Frau Sirrani Korro Sambas einen ihrer schweren goldenen Ohrringe ab und gab ihn dem Dialli.

Sirrani Korro Samba kam mit seinen drei Gefangenen zurück und übergab sie seiner Frau. Er sagte zu den Männern: „Paßt auf, daß meine Frau nicht aus Angst von ihrem Packochsen fällt, wenn sie eure tapferen Gestalten neben sich sieht." Dann setzten sie sich wieder in Bewegung, um heimzukehren.

Signana Samba hatte die fliehenden Genossen eingeholt, als sie sich unter einem Baume gesammelt hatten. Er setzte sich zu ihnen, schnipste gegen seine Gitarre und sagte: „Einer — sechzig." Die Helden sahen ihn an, und einer sagte: „Du wirst doch dem König nichts davon sagen?" Signana Samba zog den Goldring heraus, den er von der Frau Sirrani Korro Sambas erhalten hatte, steckte ihn an den Kopf der Gitarre und sagte, das Instrument schlagend: „Einer — sechzig!"

Die Helden gingen hinter den Baum. Massassi Diadierri sagte: „Er meint, jener Kallamann wäre ein einziger gewesen und wir seien sechzig. Er wird das sicher dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

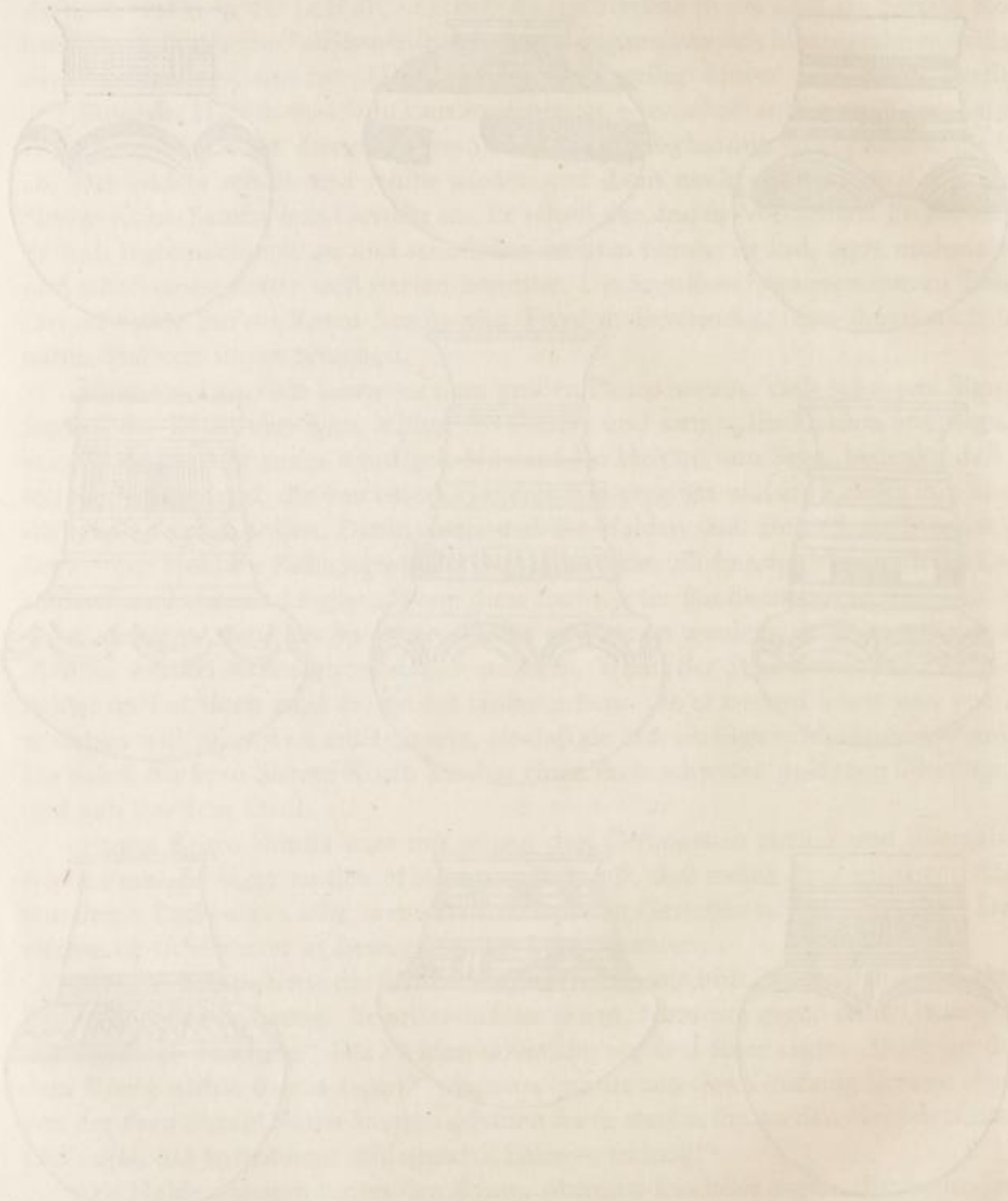


Texttafel 4

Höhere Tongefäße der Bassonge (Sankurrugebiet)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Könige sagen und es aller Welt berichten." Der Fulbe Malia sagte aber: „Er meint, von der Frau des Kallahelden hätte er einen Goldring erhalten, damit er im Pui von ihr singe. Wir aber seien sechzig, und er würde die Sache nicht vorbringen, wenn wir ihm sechzig Goldringe schenkten." Darauf verabredeten sie sich und gingen zurück. Massassi Diadierri sagte zu Signana Samba: „Jeder von uns wird dir in Segu einen Goldring geben, wenn du von alledem dem Könige und den anderen in Segu nichts berichtest." Signana Samba sagte: „Ihr wollt das gleich tun, wenn wir zurückgekehrt sind?" Die anderen sagten: „Ja!"

Sie kamen zurück nach Segu. Der König sagte: „Ihr bringt mir keine gute Nachricht?" Der Dialli sagte: „Ja, wir haben das Haus gereinigt, und ein guter Strohwisch hat alle die ausgetrieben, die nicht hinein gehörten." Der König sagte: „Das verstehe ich nicht!" Der Spielmann sagte: „Kennst du den Puigesang: ‚Einer — sechzig'!?" Der König sagte: „Nein, den kenne ich nicht." Der Dialli sagte: „Gerade der Gesang wird von deinen Helden vorbereitet."

Einige Helden gaben dem Dialli sogleich das Gold. Andere taten es nicht. Traf Signana Samba einen der Säumigen, so schlug er gegen seine Gitarre und sang: „Einer — sechzig!" Und wenn der andere dann so tat, als ob er nicht verstehe, dann fragte er ihn: „Kennst du die Frau, die so sonderbar singt? Kennst du den, vor dem die einen in ein Mauseloch und die anderen in die Vogelnester kriechen? Kennst du den, der für den einen ein Gott und für den andern eine Hyäne ist?" Einer der Männer nach dem andern zahlte noch für die, die gefallen und gefangen genommen waren. Der Spielmann Signana Samba hatte also nach einiger Zeit sechzig Goldringe von diesen erhalten.

Der Fama hörte dann und wann das eine oder andere Wort. Er sagte zum Dialli Signana Samba: „Nun berichte mir endlich." Der Spielmann sagte: „Erst muß ich mit den anderen sprechen. Es müssen alle dabei sein." Am Abend kamen alle zusammen. Der Dialli hatte an seiner Gitarre die einundsechzig Goldringe angebracht. Der König fragte: „Was gibt es im Pui?" Signana Samba sagte: „Einer — sechzig!" Alle sahen ihn an. Der Dialli fragte Massassi Diadieri: „Wie hält man sein Wort — halb oder ganz?" Massassi Diadieri sagte: „Man hält sein Wort ganz!" Der Dialli sagte: „Einer — sechzig! Hat man nicht versprochen, diese sechzig Goldringe sogleich zu geben? Hat man nicht gezögert und es mir sehr schwer gemacht? Hat man nicht unter einem Baume beraten?" — Der Dialli Signana Samba schlug gegen seine Gitarre und hub an: „Ich singe von einem großen Könige. Würde der große König sechzig Goldringe dem armen Dialli zu geben wissen?"

Darauf ließ der König sechzig Goldringe bringen und gab sie dem Dialli; der gewann so hunderteinundzwanzig Goldringe und sang die Geschichte von Sirrani Korro Samba und den sechzig Helden im Pui.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

V. FEINDE DER FREUDE

HABEN wir mit dem vorhergehenden Abschnitt gewissermaßen den Höhepunkt freudevollen Lebensgenusses erreicht, so soll im Vorliegenden auch das Gegenstück geboten werden. Denn die Unterschiedlichkeit der Menschen und demgemäß auch die Schicksalsschwankungen sind nicht um ein Deut farbloser als bei uns. Es wird eine verlockende Aufgabe sein, dies in lebendigen Bildern darzutun. Denn sicherlich, nicht der kleinste Unterschied trennt das Schicksal hier vom Schicksal dort, soweit es sich um die verschiedenen menschlichen Charaktere handelt.

Es gibt auch dort gegenüber den natürlich Lebensfreudigen und Zufriedenen Brummbären und Schmollende. Auch dort gibt es Hitzige und Lasche, Vorsichtige und Freche, Tollköpfe und Feiglinge. Ein großer Unterschied liegt bestimmt nicht in dem, was die Menschen an Naturveranlagung solcher Art mit zur Welt bringen — ein himmelweiter aber in der Weise, wie jede Übermäßigkeit und Belastung durch Naturanlage zurechtgestutzt und zum Allgemeinwohl beschnitten wird.

Das Leben dieser freudigen Menschen birgt einen Schatz, den ich in solcher Fülle und Tiefe in Europa nur in einem einzigen Winkel gefunden habe, nämlich im Pommerisch-Mecklenburgischen. Dieser Schatz heißt „Humor". Ein Pröbchen hiervon gab ich schon in dem Spielmannstück von dem betrunkenen Ritter, der spöttischen Dame und dem listigen Skalden. Der Humor aber ist hier nicht nur eine gelegentliche Blüte. Das gesamte Bauernleben ist von ihm durchtränkt.

Der Humor ist hier mehr als nur ein gelegentlicher Schmuck des Lebens. Er ist hier das Zeit- und Maßbestimmende des Daseins.

Der Humor ist das freundliche Gewässer, auf dem der Kahn des Alltagslebens seine Schiffahrt treibt.

Der Humor ist das Fruchtland, in das die Arbeit als Saatkorn versenkt wird.

Der Humor ist der große Erzieher.

Es ist ganz klar, daß dieser Humor weint und lacht, daß er der Seele dort drüben ebenso schmerzvoll entflattern kann wie bei uns, daß er äußerlich stets fröhliche Miene zeigt, während er im Innern Tränen vergießt.

Der Humor steht als Wächter vor dem Schrecklichen, dem Brutalen, der Roheit, der harten Gemütlosigkeit. Der Humor läßt diese menschlich Naturwidrigen nicht an die Wiege seiner Lebensfreude treten. Er schwingt ein Schwert, den heiteren Spott, und damit wahrt er die Sicherheit des lebendigen und fruchtbaren Friedens sicherer als hundert Verbote, tausend Gesetze und Millionen von Drohungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Texttafel 5

Hohe Trommeln der Bakubastämme (Kassai-Sankurrugebiet)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch hier wieder will ich den Kindern der roten Scholle Afrikas das Wort erteilen und sie berichten lassen, was sie von den Feinden der Freude halten und wie sie ihnen begegnen. Mit solchen Lebensweisheiten kasteien die Menschen das ihnen und dem Gemeinwesen Anstößige.

DAS SCHICKSAL DES PROTZEN (Habe, südl. Timbuktu)

Im Orte Tendella im Lande Seno lebte der Kado Serre, der vom Stamme (Tiga) der Togo war. Dieser Mann war über alle Maßen reich, viel reicher als irgendein anderer im Lande Seno. Eines Tages rief er alle seine Angehörigen und Stammesgenossen zusammen und sagte zu ihnen: „Ich habe jetzt so ungeheure Massen von Korn, daß ich nicht weiß, was ich damit machen soll." Einer der Angehörigen sagte: „Nun, so verschenke sie doch an arme Leute, an solche, die nichts haben." Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht." Ein anderer sagte: „Nun, so leih doch Saatkorn aus an die, die eine Mißernte hatten und die nun in Sorge sind." Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht." Ein anderer sagte: „Nun, so verkaufe doch dein Korn und schaffe dir dafür Vieh an." Serre sagte: „Nein, das paßt mir nicht."

Keiner konnte ihm einen Rat geben. Serre sagte: „Sendet mir zur Verarbeitung des Kornes alle jungen Mädchen. Es kamen hundert junge Mädchen zusammen. Er gab ihnen das Korn. Die Mädchen nahmen die Mahlsteine. Die hundert Mädchen rieben sieben Tage und sieben Nächte lang ununterbrochen Korn. So ward eine ungeheure Menge Mehl hergestellt. Als alles Korn zermahlen war, sagte Serre: „So, nun bringt auch Wasser herbei. Wir wollen das Mehl mit Wasser anreiben und daraus eine kleine Mauer herstellen, die mir als Sitz dienen soll, wenn wir Beratungen pflegen." Als die anderen Habe seiner Familie das hörten, kamen sie herbei und sagten: „Laß das, Serre, laß das. Das ist gegen alles Recht." Serre sagte: „Laßt mich doch mit meinem Überfluß machen, was ich will. Ich bin reich." Die anderen Habe gingen von dannen. Serre hieß das Mehl mit Wasser anrühren. Er ließ daraus Stücke formen, die wie Luftziegel waren. Er ließ aus den Mehlluftziegeln die kleine Mauer errichten. Er ließ in die Mauer Kaurimuscheln einlegen.

Wenn Beratungen gepflogen wurden, setzte sich Serre auf diese Mauer. Die anderen nahmen neben ihm Platz.

Eines Tages hatte Serre eine Mißernte. Er hatte auf seinen Feldern nicht einen einzigen Kolben Korn. Er mußte Vieh verkaufen, um Korn für Nahrung und Saat anzuschaffen. Im nächsten Jahre war es wieder so. Es ging so Jahr für Jahr. Serre mußte sein Rindvieh, seine Pferde verkaufen. Ein Teil seiner Leute starb vor Hunger. Ein Teil seiner Leute lief von dannen, um nicht dieses Leben mitführen zu müssen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Er hatte zuletzt nur noch einen einzigen Esel und ein einziges Mädchen. Das war alles, was von seinem Reichtum übrig geblieben war. Um nicht Hungers sterben zu müssen, kratzte er täglich etwas von seiner kleinen Mauer ab, bis auch diese aufgezehrt war.

Als auch die kleine Mauer verbraucht war, sagte er eines Tages: „Ich will zu dem Könige der Ganna, zu Alle Sogole, reiten und will ihn um Saatkorn bitten. Der Gannakönig ist reich und freigebig und meine Familie will mir nichts mehr geben." Serre setzte sich mit seiner kleinen Tochter auf den Esel und ritt in das Land Ganna.

Der König Alle Sogole hielt gerade Audienz ab. Rund um ihn saßen die vornehmen Mitglieder und Fremden, alle in schönsten Gewändern. Da kam Serre auf seinem Esel in seinen schmutzigen alten Kleidern angeritten. Der König Alle Sogole wechselte mit ihm alle Grüße und fragte ihn, woher er komme. Er sagte: „Ich komme aus Tendella." Der König Alle Sogole sagte: „Mann aus Tendella, mache es dir bequem. Du sollst sofort ein Quartier haben." Und er ließ ihn sogleich in ein gutes Haus bringen. Der König Alle Sogole wußte aber nicht, daß der andere der früher so wohlhabende Serre war.

Als der König mit seinen Geschäften fertig war und alle anderen entlassen hatte, sagte er zu seinen Leuten: „Bringt mir in meine Halle eine Schale mit Hirsebier, legt mir zur Seite ein Fell, daß sich der eben angekommene Fremde aus Tendella darauf niederlassen kann, laßt den Knaben zum Bedienen kommen und ruft mir den Fremden." Die Leute gingen und riefen Serre. Der König sagte: „Nun, fremder Mann, trink einen langen Schluck, denn du hast eine Reise hinter dir und mußt durstig sein." Serre sagte: „Ich kann nur sehr wenig trinken." Der König sagte: „Weshalb das?" Serre sagte: „Ich habe so lange gehungert und es ist mir so schlecht ergangen." Der König sagte: „Wenn es sonst nichts ist, so trinke nur in aller Seelenruhe, denn jetzt bist du bei mir und somit vor Hunger geschützt. Du wirst alles bekommen, was du brauchst. Trinke nur!"

Sie tranken zusammen. Nach einiger Zeit fragte der König: „Du kommst aus Tendella? Lebt denn der reiche Serre noch, der sich seinerzeit aus überflüssigem Mehle eine Sitzmauer machen ließ?" Serre sagte: „Ja, er lebt noch!" Der König fragte: „Hat er denn noch so viele Kühe und Rinder?" Serre sagte: „Nein, er hat alle seine Herden verkaufen müssen, weil er keine Ernte hatte." Der König fragte: „Hat er denn noch seine vielen Pferde?" Serre sagte: „Nein, er hat alle seine Pferde verkaufen müssen, weil er gar nichts mehr zu essen hatte." Der König fragte: „Hat er denn noch viele Kinder, Menschen, Haussklaven und Arbeiter?" Serre sagte: „Nein, die hat er nicht mehr. Ein Teil ist vor Hunger gestorben, ein anderer Teil ist davongelaufen, um nicht das gleiche Ende zu nehmen. Er selbst hat dann sein Mäuerchen aus überschüssigem Mehle aufgegessen und hat nun nichts mehr als einen Esel und ein kleines Mädchen."

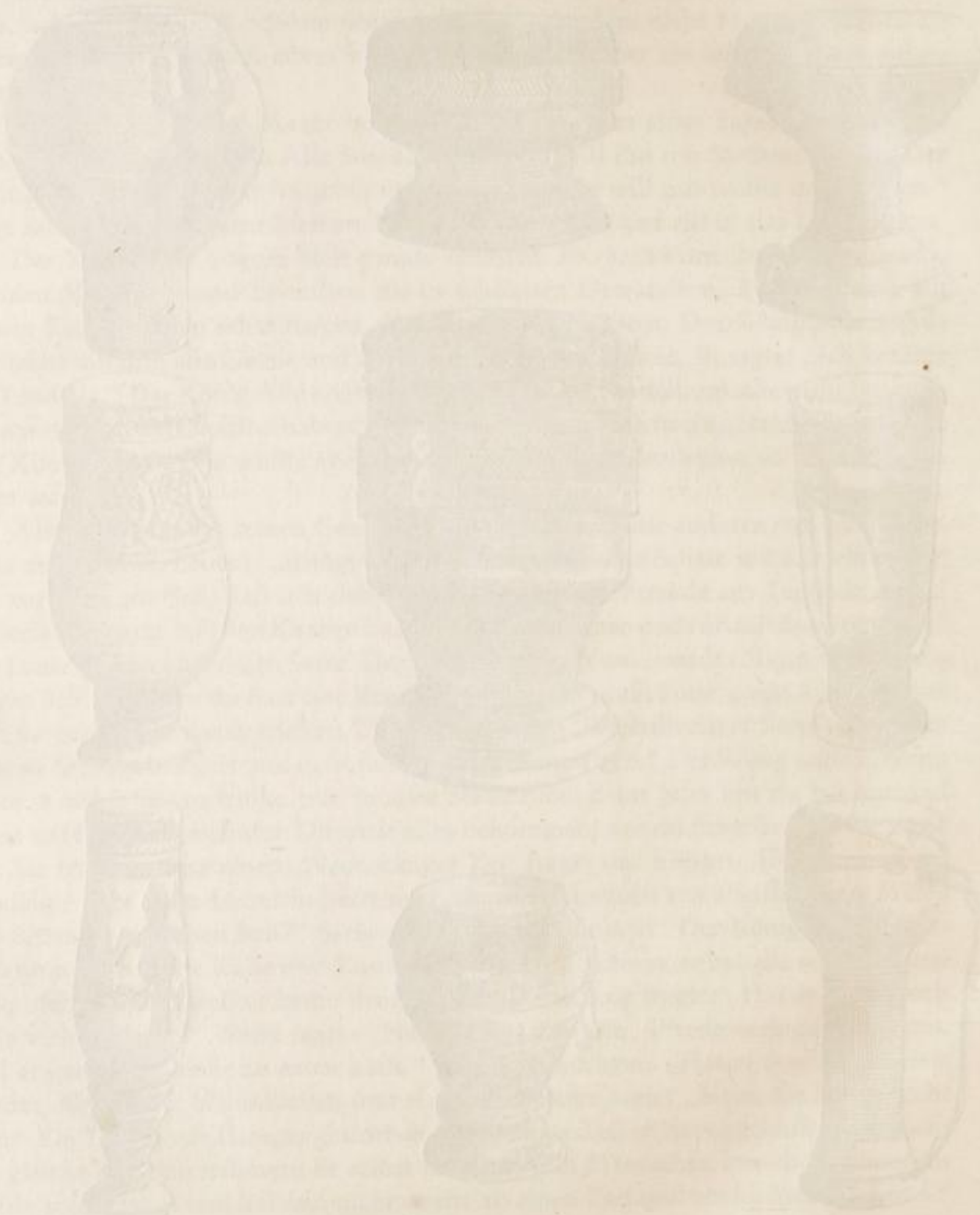
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Texttafel 6

Fußtrommelformen der Kassaistämme (rechts oben eine Reibetrommel)

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Der König sagte: „Sieh, so geht es den Menschen." Serre sagte: „Ja, so geht es den Menschen. Serre war einst reich und stolz und übermütig, und nun sitzt Serre in schmutzigen, alten Kleiderfetzen vor dir." Der König sagte: „Du bist Serre?" Serre sagte: „Ja, ich bin der gleiche." Der König sagte: „Was willst du?" Serre sagte: „Ich habe nichts mehr, gib mir etwas Korn zum Säen." Der König sagte: „Nimm, soviel du nötig hast, mit dir."

Der König Alle Sogole gab Serre reichlich Saatkorn. Serre stieg mit seinem kleinen Mädchen und dem Korne auf den Esel und ritt von dannen nach Hause.

Am anderen Tage hielt der König wieder Audienz ab. Er sagte zu seinen Vornehmen: „Wißt ihr, wer der Mann war, der in schmutzige Lumpen gehüllt mit dem kleinen Mädchen auf dem Esel hier ankam?" Die Leute sagten: „Nein, wir wissen es nicht." Der König sagte: „Ihr habt doch alle von dem reichen Serre gehört, der so übermütig war, daß er sich ein Mäuerchen aus überflüssigem Mehl bauen ließ?" Die Leute sagten: „Von dem haben wir alle gehört." Der König sagte: „Nun, der Bettler auf dem Esel, der gestern hier war, um mich um ein wenig Saatkorn zu bitten, das war der gleiche Serre, der seinerzeit nicht auf seine Familie hören und anderen keine Wohltaten erweisen wollte." Einige Leute sagten: „Das ist kaum möglich." Der König sagte: „Wenn ihr den Beweis haben wollt, so laßt aus jedem Haushalte je eine Mulle Korn kommen, tut alles in Lasten und sendet sie ihm. Sorgt aber dafür, daß euer Korn nicht mit meinem Saatkorn zusammenkommt." Die Leute taten es. Es kamen 1200 Mullen Korn zusammen.

Ehe aber dieses Korn noch ankam, war Serre gestorben. Nachdem er so lange nichts gegessen hatte, hatte er im Heißhunger die Hälfte des vom Könige erhaltenen Saatkornes auf einmal gegessen und da er an Nahrung nicht mehr gewöhnt war, starb er alsogleich. — Bis heute ist die Nachkommenschaft Serres arm geblieben.

DER BESTRAFTE EIFERSÜCHTIGE (Nupe, Haussastaaten)

Ein Mann heiratete eine Frau. Er wollte nicht, daß seine Frau einen anderen Mann ansah. Deshalb nahm er seine Frau und versteckte sie in einer Hütte seiner Farm. Die Frau durfte nie aus der Hütte in die Stadt kommen.

Die Frau hatte, ehe sie heiratete, einen Freund gehabt. Der Freund sagte: „Ich möchte meine Freundin einmal wieder sprechen. Wenn der Ehemann mich daran hindern will, so will ich ihn dafür strafen." Der Freund nahm die Frucht vom Boabab (Affenbrotbaum). Er machte am Nabel ein kleines Loch hinein, er holte allen Samen heraus, er füllte sie mit kleinen Kaurimuscheln, er schloß das Loch mit einem kleinen Holzstifte. Als es Nacht war, trug er die Frucht hinaus in die Farm des Mannes seiner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freundin. Auf dieser Farm stand ein außerordentlich hoher und kaum besteigbarer Boabab. Er versteckte die ausgehöhlte und mit Kauris gefüllte Frucht unter den Büschen am Fuße des Boabab. Dann ging er wieder nach Hause.

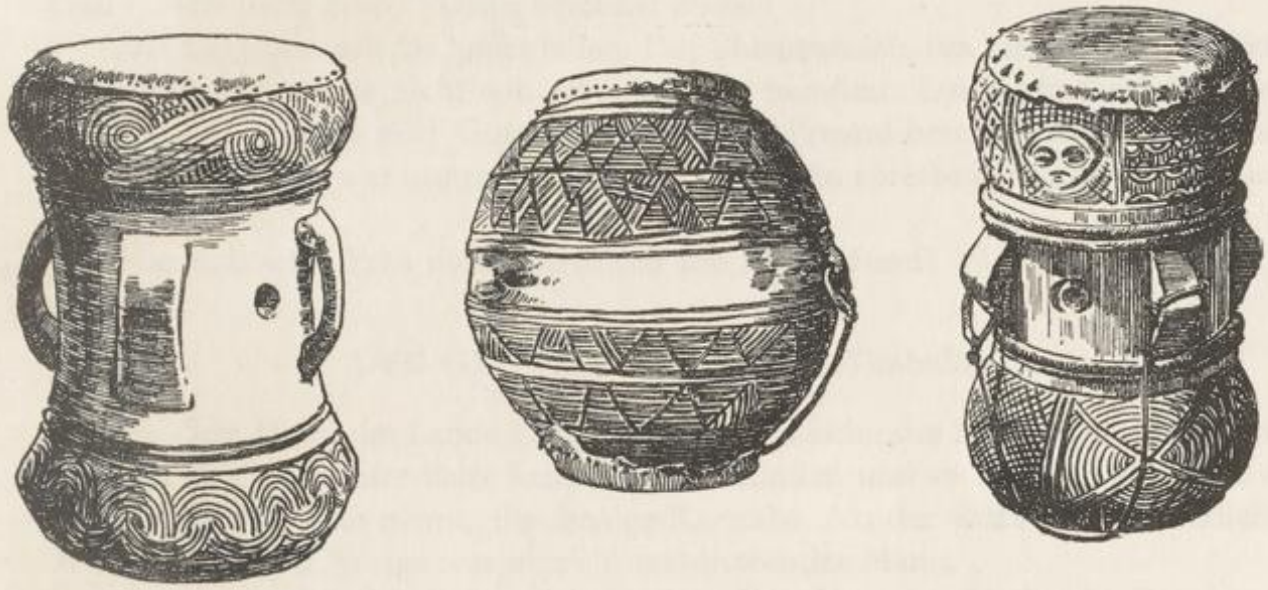
Am andern Tage ging er in die Farm des Mannes seiner Freundin. Der Ehemann rief ihn an: „Was willst du hier? Was machst du hier? Ist dies deine Farm? Was willst du hier?" Der Freund sagte: „Ich habe einen Weg gemacht und die Richtung verloren. Ich bin lange unterwegs. Kann ich mir in der Hütte etwas Wasser nehmen?" Der Ehemann sagte: „Laß das! Ich gehe selbst hinein und hole dir etwas Wasser. Bleib hier stehen!" Der Ehemann ging hinein und holte etwas Wasser. Der Freund trank. Der Ehemann sagte: „Nun geh!" Der Freund sagte: „Könnte deine Frau uns nicht etwas Essen machen?" Der Ehemann sagte: „Nein, geh jetzt! Ich will dich nicht wieder auf dieser Farm sehen! Das ist kein Weg. Ich will hier ungestört sein."

Der Freund sagte: „Wie du meinst. Dann habe ich, ehe ich gehe, noch eine Bitte zu sagen. Gib mir bitte eine der Früchte des Boabab." Der Ehemann sagte: „Der Baum ist zu hoch. Man kann nicht hinauf. Was willst du auch damit?" Der Freund sagte: „Ich will es dir sagen. Die Früchte dieses Boabab haben keinen Samen inwendig, sondern Kaurimuscheln, die einen zweihundert, die anderen dreihundert." Der Mann sagte: „Das lügst du!" Der Freund sagte: „Weshalb soll ich das lügen? Wir wollen sehen, ob wir nicht unter den Büschen eine herabgefallene Frucht finden. Du kannst sie dann selbst öffnen und nachsehen." Der Freund ging umher unter den Büschen, er sagte: „Hier liegt eine Frucht!" Er hob die Frucht auf und brachte sie dem Ehemann. Es war die Frucht, die er selbst nachts hierher gebracht hatte. Der Ehemann nahm die Frucht. Er warf sie gegen den Boden. Die Frucht ging auf. Alle Kauri sprangen heraus.

Der Ehemann sah die Kauri. Der Ehemann sagte: „Es ist wahr. Ich habe viel Geld auf meiner Farm. Du hast es mir aber erst gezeigt." Der Ehemann nahm einige Kauri auf. Er sagte: „Es sind Kauri!" Der Ehemann besah die Kauri und sagte zum Freunde: „Bleib du hier unter dem Baum. Ich will schnell in das Farmhaus gehen und eine Leiter herausholen." Der Ehemann ging hinein in das Haus. Er holte eine Leiter. Der Freund blieb unter dem Baume. Der Ehemann kam mit der Leiter. Der Ehemann lehnte die Leiter an den Baum. Der Freund sagte: „Ich will nach oben gehen und pflücken!" Der Ehemann sagte: „Nein, ich werde auf den Baum gehen und pflücken!" Der Freund bat: „Laß mich doch auf den Baum gehen!" Der Ehemann sagte: „Jetzt sehe ich, weshalb du hierhergekommen bist, du wolltest mir meine Früchte mit Kauris stehlen. Nein, ich werde hinaufsteigen." Der Ehemann stieg die Leiter hinauf und in die Krone des Baumes.

Der Baum bewegte sich. Der Ehemann stieg in die Zweige. Die Zweige schüttelten sich. Einige Früchte fielen herab. Der Freund hob sie auf und betrachtete sie. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Texttafel 7

Doppeltrommelformen der Kassaistämme

Gezeichnet von H. M. Lemme 1905

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ehemann sah das. Der Ehemann schrie: „Frau, Frau! Komme aus dem Hause. Passe auf den Freund auf. Wenn niemand auf ihn aufpaßt, wird er die Früchte aufnehmen und damit fortlaufen." Die Frau hörte es. Die Frau rief: „Soll ich zum Freunde hinausgehen?" Der Freund legte sich auf den Boden. Der Ehemann schrie: „Frau, komme heraus und lege dich zu dem Freund auf den Boden und bleibe bei ihm, daß er nicht mit den Früchten wegläuft." Die Frau kam heraus. Sie brachte eine Matte und sagte: „Ich soll mich zum Freunde legen?" Der Ehemann schrie: „Ja, tue es, halte ihn!" Die Frau legte die Matte neben den Freund. Der Freund gab der Leiter einen Tritt. Die Leiter fiel um. Der Freund legte sich mit auf die Matte. Der Freund sagte zu der Frau: „Nun halte mich!" Dann beschlief er sie.

Der Ehemann sah die Leiter fallen. Der Ehemann sah den Freund auf der Matte. Der Ehemann konnte nicht von seinem Baum herunter. Der Freund schrie: „Gott helfe mir! Gott helfe mir! Gott helfe mir!" Der Freund beschlief die Frau fünfmal. Dann sagte er: „Es war nur meine Absicht, mit dir zu sprechen. Das andere ist Sache deines Mannes."

Man soll seine Frau nicht einsperren wie einen Hund!

DER GEIZHALS (Habe, südl. Timbuktu)

Im Orte Maku, im Lande Pignari, lebte ein Kaddo, der hieß Ansige. Er war ein Bastard, aber sein Vater hatte keine anderen Kinder, und so zog er den Ansige auf wie einen Sohn. Man nannte ihn Ansige-Karambe. Als der Vater starb, hinterließ er Ansige alles, und Ansige war nun ein wohlhabender Mann.

Ansige war ein Bastard und hatte den Charakter eines Bastards. Er war sehr geizig. Er war außerordentlich geizig. Dann war er ein nimmersatter Vielesser. Er konnte ganz unendliche Massen vertilgen. Als sein Vater gestorben und er ein reicher Mann geworden war, schaffte er sich drei Frauen an. Alle drei mußten für ihn arbeiten und für ihn Essen besorgen.

Alle Tage sagte er zu ihnen: „Ihr arbeitet mir nicht genug. Ihr macht mir nicht genug Essen. Ich will mehr zu essen haben." Die Frauen sagten unter sich: „Er ist geizig, er ißt zu viel." Alle Leute sagten: „Ansige Karambe ist über alle Maßen geizig und gierig." Als Ansige einige Jahre verheiratet war, kam seine erste Frau zu ihm und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen." Sie ging zu ihrem Vater. Dann kam die zweite Frau und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen." Sie ging zu ihrem Vater. Dann kam seine dritte Frau und sagte: „Ich will mich ein wenig nach meiner Familie umsehen und verreisen." Sie ging zu ihrem Vater.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun war Ansige allein. Er mußte sich das Essen von anderen Frauen herstellen lassen, und da er geizig war und gleichzeitig gierig, so wollte er für kleine Bezahlung immer sehr viel haben und demnach bekam er sehr schlechtes Essen. Da sagte er eines Tages: „Es ist ganz abscheulich. Ich habe drei Frauen, die sind nun seit zwei Jahren fortgelaufen zu ihren Eltern und ich muß mir für teuere Bezahlung schlechtes und so wenig Essen von anderen Weibern machen lassen, so daß ich beinahe Hungers sterbe. Ich werde meine Frauen besuchen und verlangen, daß sie heimkommen."

Ansige machte sich auf den Weg und kam nach einer langen Wanderung zu dem Dorf, in dem seine erste Frau wohnte, die hieß Paama. Er sagte zu dem Vater seiner Frau: „Guten Tag!" Der Vater seiner Frau schenkte ihm einen Hammel. Ansige tötete den Hammel, zog ihm die Haut ab und ließ von dem Knaben, der ihn gebracht hatte, ein Gerüst bauen, er röstete darauf den Hammel in einem Stück und begann ihn dann auch gleich zu verteilen und zu verzehren. Während er gute Stücke abschnitt und diese dann in den Mund schob, hielt der Knabe den Braten. Er gab aber dem Knaben nichts ab.

Einmal fiel ein kleines schlechtes Stückchen herab. Der Knabe hob es auf und aß es. Ansige sah das und wurde auf der Stelle außerordentlich wütend und schlug auf den Knaben. Er schlug aber so, daß derselbe sogleich tot hinfiel. Dann aß Ansige den Hammel auf. Die Frau Paama sagte inzwischen daheim zu sich: „Ich kenne doch meinen Mann! Ich muß doch einmal nach ihm sehen, denn sicherlich hat er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht!" Sie ging hin. Sie fand den Mann. Sie fand den toten Knaben. Sie sagte: „Was ist das?" Ansige sagte: „Du kennst mich doch. Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest. Ich wollte meinen Hammel allein essen. Und als ich im besten Essen war, nahm der Junge das beste Stück fort, um es zu essen. Da habe ich auf ihn geschlagen, und da war er gleich tot." Die Frau sagte: „Warte bis es Abend ist, dann wollen wir das erledigen!"

Abends kam die Frau und brachte das Essen. Ansige wollte zugreifen. Seine Frau sagte: „Warte, erst muß die Sache mit dem Jungen geregelt werden. Mein Vater hat ein sehr wildes Pferd. Da wollen wir den Jungen hinbringen." Ansige nahm mit seiner Frau den Jungen auf und trug ihn mit ihr im Dunkeln dahin, wo das wilde Pferd angebunden war. Dort legten sie ihn nieder. Dann schrie die Frau. Viele Leute kamen auf den Schrei hin herbei. Die Leute fragten: „Was gibt es?" Die Frau sagte: „Seht das Unglück! Ich wollte meinem Manne das Essen bringen. Ich fand ihn nicht, weil er mit dem Jungen hineingegangen war, dem wilden Pferde meines Vaters Futter zu geben. Ich ging nach und kam gerade dazu, wie das Pferd aus- und den armen Jungen totschlug." Die Leute sagten: „Es ist eben ein Unglück!" Sie trugen den Jungen fort.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Texttafel 8

Dekoration der Hornschnupftabakdosen der Berber bei Konstantine

Gezeichnet von Hoffmeister 1914

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ansige ging zurück, dahin, wo seine Frau das Essen hingestellt hatte. Er aß schnell alles auf. Am anderen Tage vergaß er seiner Frau zu sagen, daß sie zu ihm zurückkehren solle. —

Ansige machte sich auf den Weg und kam zu seiner zweiten Frau. Er kam im Dorf seiner Schwiegereltern an, als alle Leute gerade die Mittagsmahlzeit genossen hatten. Er sagte seinem Schwiegervater guten Tag. Man wies ihm seine Wohnung an. Seine Frau sagte zu ihrem Vater: „Es hat gerade alle Welt gegessen. Wie ich aber meinen Mann kenne, hat er großen Hunger mitgebracht. Kann ich ihm nicht irgend etwas zu essen geben?" Der Vater sagte: „Gewiß, bring ihm doch etwas jungen, gerösteten Mais. Daran kann er sich sättigen." Die Frau machte sich sogleich auf, holte einen ganzen Korb voll Mais und röstete ihn und brachte ihn ihrem Manne.

Ansige aß allen Mais, der in dem Korbe enthalten war. Es blieb auch nicht ein Körnchen übrig. Sonst hätte man zwanzig Männer damit sättigen können. Aber Ansige hatte durch den Genuß des jungen frischen Maises die Gier nach mehr befallen. Er ging also auf die Felder dahin, wo er glaubte, daß wohl Mais stehen müsse. Er fand auch das Maisfeld, brach ein gut Teil Kolben ab und nahm sie mit sich. Inzwischen war es aber dunkel geworden. Und da Ansige den Weg nicht kannte, merkte er es nicht, daß ein alter Brunnen im Wege war. Er ging also mit seiner Maislast auf den Brunnen zu und fiel mit seinem Mais in den Brunnen hinein.

Inzwischen dachte seine Frau daheim: „Ich kenne doch meinen Mann. Ich muß doch einmal nach ihm sehen, denn vielleicht hat er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht." Sie machte sich auf den Weg. Sie kam dahin, wo Ansige den gerösteten Mais gegessen hatte und sie fand alle leeren Maiskolben. Sie sagte sich: „Vielleicht hat er Gier nach mehr Mais gehabt. Ich werde mal auf das Maisfeld gehen. Sie ging dahin. Sie kam an den Brunnen. Sie sah unten im Brunnen ihren Mann. Sie fragte: „Was ist das?" Ansige sagte: „Du kennst mich doch! Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest. Als ich von deinem gerösteten Mais gegessen hatte, bekam ich Lust, noch mehr zu essen. Ich suchte das Maisfeld auf. Ich brach mir einen guten Teil der Kolben ab. Ich ging zurück und fiel in diesen Brunnen mit meinen Maiskolben." Die Frau sagte: „Laß nur, ich will dir schon heraufhelfen."

Die Frau ging. In der Nähe des Brunnens, am Maisfeld, waren die Rinder. Die Frau jagte die Kühe ins Maisfeld. Als die Kühe bei emsigem Grasen waren, schrie sie laut auf. Auf das Schreien hin kamen viele Leute auf das Maisfeld. Sie fragten: „Was gibt es?" Die Frau sagte: „Ach, das Unglück. Mein Mann ging spazieren und sah die Kühe im Maisfeld. Er sah, wie sie die Kolben abbrachen. Er jagte sie und sammelte die Kolben auf, und da er die Gegend nicht kannte, wußte er nicht, daß ein Brunnen im Maisfeld ist und fiel hinab. Nun ist er wegen der Maiskolben, die er meinem Vater

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

retten wollte, in den Brunnen gefallen." Die Leute sagten: „Das ist ja nicht so schlimm. Man kann ihn schon wieder heraufholen." Sie kamen mit Licht und Stricken. Sie leuchteten hinunter und holten ihn glücklich wieder herauf.

Dann ging Ansige zurück und aß das Abendessen. Am anderen Tage vergaß er, seiner Frau zu sagen, daß sie mit ihm zurückkommen solle. —

Ansige machte sich am nächsten Tage abermals auf den Weg und kam an das Dorf seiner dritten Frau. Er ging zu seinem Schwiegervater, sagte guten Tag und meinte: „Ich möchte meine Frau besuchen." Der Schwiegervater sagte: „Das ist recht." Dann ließ er ihm einen Platz anweisen und gab den Auftrag, daß die Frau auch etwas zu essen für ihren Mann mache. Die Frau machte sich sogleich an die Arbeit, stellte ein Gericht her und brachte ihm dies sowie eine große Schale mit Erdnüssen. Ansige aß sogleich das Gericht und dann begann er mit dem Knaben, der die gute Speise gebracht hatte, die Erdnüsse zu essen. Der Knabe knackte die Erdnüsse wie alle Leute erst auf und ließ die Schalen zur Erde fallen. Ansige wollte aber dem Jungen möglichst wenig zukommen lassen und aß deshalb eiligst die Erdnüsse mit den Schalen. Nachher sagte die Mutter der Frau: „Ich will jemand hinsenden, der die Schalen der Erdnüsse wegfegt, die dein Mann gegessen hat." Die Frau dachte: Mein Mann wird, wie ich ihn kenne, nicht viele Erdnußschalen auf die Erde geworfen haben. Das braucht aber kein anderer zu sehen. Sie sagte zu ihrer Mutter: „Du brauchst niemand anderen zu senden. Ich werde das selbst machen." Sie ging hin und fand, daß nur die Schalen der wenigen Erdnüsse dalagen, die der Knabe gegessen hatte.

Nachher sagte der Vater: „Bereite zum Abendessen deinem Mann ein Gericht, das er gern ißt." Die Frau sagte: „Ich will ihm Punandi machen." (Klöße aus Reis.) Der Vater sagte: „Nimm den guten Reis dazu, der uns heute frisch hereingebracht wurde." Die Frau sagte: „Ich will es tun."

Dann machte sich die Frau daran und begann den Reis im Mörser zu stoßen und zermalte so vier große Mullen Schrotmehl. Dann tat sie Wasser dazu und stellte das Gericht her. Alledem sah Ansige vom Hause aus, das ihm zugewiesen war, zu, und mit Gier blickte er besonders immer auf den Mörser. Dann brachte die Frau das Gericht Punandi, das aus vier Mullen Schrotmehl bereitet war. Ansige aß das Gericht vollkommen auf. Als Ansige mit dem Gericht fertig war, mußte er immer an den Mörser denken. Er sah zu dem Mörser hin und sagte bei sich: „Vielleicht ist in dem Mörser noch ein wenig darin." Ansige ging hin und sah in den Mörser. Es war noch ein ganz klein wenig daran und zwar am unteren Rande. Er steckte den Kopf hinein, um das abzulecken. Als er dann aber den Kopf wieder herausziehen wollte, konnte er es nicht. Er war vollkommen eingekeilt. Er mußte wohl oder übel mit dem Kopfe im Mörser stecken bleiben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inzwischen dachte seine Frau daheim: „Ich kenne doch meinen Mann. Ich muß doch einmal nach ihm sehen, denn vielleicht hat er inzwischen in seiner Gier eine Sache gemacht." Sie machte sich auf den Weg. Sie sah in das Haus, das ihm angewiesen war. Er war nicht darin. Er hatte allen Punandi aufgegessen. Die Frau sagte: „Er hat den Reis gegessen. Danach war er sicherlich noch gierig. Ich werde einmal am Mörser nach ihm sehen." Die Frau ging hin. Sie fand ihren Mann mit dem Kopf im Mörser stecken. Sie fragte: „Was ist das?" Ansige sagte: „Du kennst mich doch! Tue doch nicht so, als ob du mich nicht kenntest. Als ich den Punandi gegessen hatte, bekam ich Lust, von dem Schrotmehl zu versuchen. Ich steckte deshalb den Kopf in den Mörser und nun komme ich nicht wieder heraus."

Die Frau sagte: „Jetzt will ich dir sogleich helfen." Sie zog einen Ring vom Finger und warf ihn in den Mörser. Dann schrie sie laut. Hierauf kamen viele Leute angelaufen und fragten: „Was gibt es?" Die Frau sagte: „Das Unglück, das Unglück, ich bin an dem Unglück schuld. Ich sagte zu meinem Mann, er hätte einen dicken Kopf. Er sagte nein, er habe keinen dicken Kopf. Ich fragte ihn, ob er einen Fingerring, den ich in den Mörser werfen wolle, glaube mit dem Munde herausholen zu können und er sagte ja, das könne er wohl. Er steckte den Kopf in den Mörser hinein. Aber nun bekommt er ihn nicht wieder heraus." Die Leute sagten: „Wenn es weiter nichts ist, das ist nicht schwierig." Sie holten eine Axt und zerschlugen den Mörser. Da konnte er den Kopf wieder frei bewegen.

Am anderen Tage machte sich Ansige auf den Heimweg. Er vergaß aber auch seiner dritten Frau zu sagen, daß sie mit ihm heimkommen solle.

Als er wieder in seinem Dorf angelangt war, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, seinen drei Frauen zu sagen, sie sollten heimkommen. So sandte er eine Botschaft an jede einzelne und ließ ihr sagen, sie sollte heimkommen. Alle drei Frauen antworteten eben dasselbe, nämlich: „Ich kenne dich doch, tue doch nicht so, als ob du nicht wüßtest, daß ich dich kenne . . ."

Ansige starb frauen- und kinderlos. Noch heute mögen die Habefrauen die Geizigen und Gierigen nicht leiden! — — —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VI. FRAU MUSIKA

BEI diesen Menschen, die noch im wahrhaft goldenen Zeitalter der Freude leben, muß die Frau Musika eine Heimat besitzen. Dies ist auch so und ich kann mir kein Land denken, in dem sie sich wohler fühlen könnte. Natürlich ist auch Frau Musika hier nicht etwa eine städtische Dame mit gepudertem Haar, in feiner Tournüre und auf Stelzschuhen. Sie ist hier eine derbe feste Gestalt, eine Bäuerin, der aber eine feine Seele aus frohsinnigen Augen herausschaut. Die afrikanische Frau Musika ist ein fröhliches Bauernweib mit einem gesunden derben Sinn, ein freundlich launisches Wesen, das gar neckische Einfälle hat. Wo regt sie sich nicht alles!

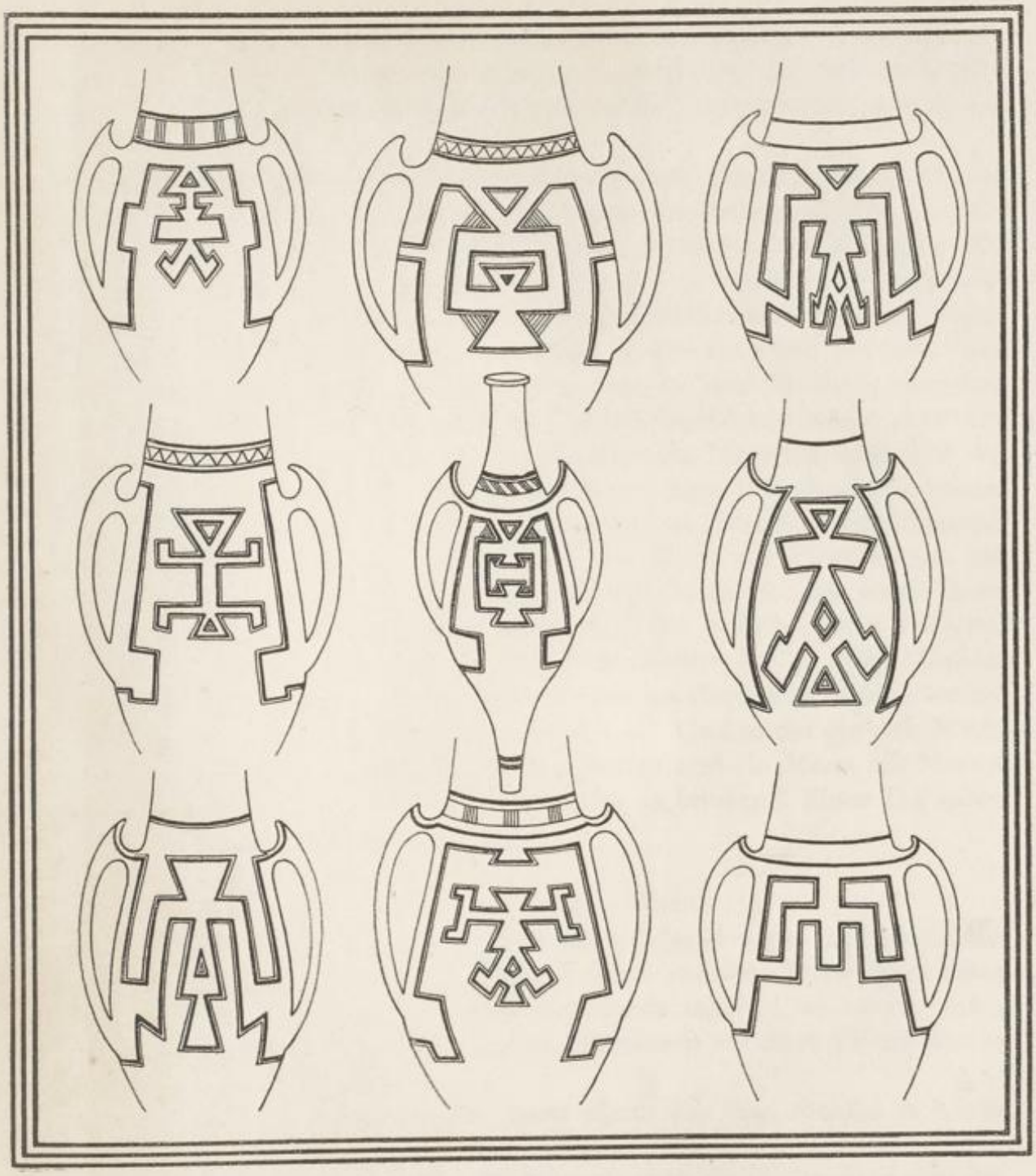
Sieh dort in den Kreis der ritterlichen Horro am Niger, die von der Vergangenheit plaudern. Ein Skalde tritt herzu, er schnellt mit dem Finger einen Ton aus dem Kasten der Leier. Er beginnt sein Rezitativ: Frauenklugheit, Heldentaten, Bardenlist! Hei, wie die Epen groß aufbauen! Beim Klang der Leier schwillt das Sehnen der Brust, funkeln die Augen, greift die Hand unwillkürlich fester den Speerschaft. — Frau Musika steht vor dir als herrisches, tatenfrohes Heldenweib.

Oder sieh jenen Jungen aus dem Kreise der fröhlichen Genossen sich fortstehlen, in der Hütte seine Harfe hervorkramen, in einem entlegenen Winkel sich niederkauern und zart über die Saiten streichen. Verträumt sitzt er da und entlockt ihnen leise und arme Akkorde, immer die gleichen, immer träumerisch, stundenlang. Vom Männerhaus her schallt das Lachen der zechenden Genossen zu ihm herüber. Er kann keinen Anteil daran haben. Sein junges Weib ist ihm allzufrüh genommen und jetzt gleiten die Finger stundenlang über die Harfe, immer die gleichen, armen Akkorde zitierend, die der Kummer seiner wunden Seele so tiefsinnig veredelt. — Solchergestalt weint auch im afrikanischen Urwald Frau Musika.

Oder aber in der Zeit herzhaften Frühlingsackerns in den Ländern der Mande! In früher Morgenstunde zieht alle junge und auch die noch stämmige ältere Mannschaft hinaus auf den Acker. Voran einige Trommler, einige Bläser. Wie Soldaten zum Manöver ziehen sie aus, arbeitsfreudig, frohlaunig, scherzbereit. Am Feld angelangt treten sie in langer Reihe an, ergreifen Mann für Mann ihre Hacke und — heissa setzt der stramme Rythmus der Trommeln und Flöten ein! Schlag auf Schlag, Lockruf auf Lockruf! Die Mannschaft rückt vor, die Musikanten tänzeln nach. Juchhe, wie die Erdballen fliegen! Juchhe, wie Mutter Steppe den Schoß öffnet! Arbeit, Frohsinn, Trommeln und Blasen von früh bis spät. — Frau Musika ist eine wahrhaft seelenhaft starke Gutsherrin.

Aber nicht nur launenhaft neckisch im Wechsel ihrer Künste ist Frau Musika. Nein, sie ist hier auch eine kluge und sehr erfindungsreiche Dame. Ich will wirklich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Texttafel 9

Ornamentik der Wasserkrüge der Kabylen

Nach Originalskizzen von Leo Frobenius 1914

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unsere heimischen Götter nicht beleidigen und auch nicht heruntersetzen. Aber manchmal schlich sich auf meinen Fahrten dort unten der Gedanke ein, daß die Frau Musika dort drüben Gaben gestiftet hat, die uns unbekannt sind. Denn nun hört einmal, was sie nicht alles vermag:

Eines Abends (1903) befand ich mich im afrikanischen Urwald drei Tagemärsche von meiner Station entfernt, gerade bereit, noch weiter von ihr wegzuziehen. Da entdeckt der unglückselige Maler der Expedition, daß er nicht genug Zeichenpapier mitgenommen hat. Nun zogen wir aber zu einem Fest, das innerhalb zwei Tagen stattfinden sollte. Denkt euch all die reizenden Bilder solcher Erlebnisse — und kein Papier, sie festzuhalten! Es war zu fatal. Denn unmöglich konnte ein Mann in solcher Geschwindigkeit zurücklaufen und am bestimmten Tage auf dem Festplatz eintreffen. Wir waren bekümmert. Aber mein getreuer Capita (Zugführer) lachte. „Laß den Kummer, Tata Bokka, das ist leicht gemacht." Er geht zum Häuptling und führt ihn zum Flußufer, wo ein ausgehöhlter und nur mit einem Längsschlitz versehener Baumstamm auf zwei Hölzern liegt. Dies ist die Signaltrommel. Das Geklapper beginnt. Tataratata — tataratatarata — taaa — ratatatatara! Die Wand der Urwaldriesen am entgegengesetzten Ufer nimmt den Schall auf und trägt ihn flußab. Aus weiter Ferne ertönt eine Antwort. Dort wird das Ganze wiederholt. Der Auftrag pflanzt sich blitzschnell fort. Die Depesche lautet: „Sogleich soll der Koffer, der im Haus Talatalas hinten in der linken Ecke neben der Tür steht und der aus Eisenblech besteht, hierher gebracht werden. Tata Bokka braucht ihn umgehend." Und in der gleichen Nacht kommt die Antwort zurück: „Der Koffer ist gefunden und ein Mann mit Namen Kadjanzi hat sich soeben auf den Weg gemacht, ihn zu bringen." Einen Tag später haben wir Zeichenpapier in Hülle und Fülle.

Oder aber Wildstämme in Nordtogo!

Diese trommeln nicht, diese blasen auf kleinen Flöten.

Auf den Flöten erzählen sie sich von Dorf zu Dorf das Neueste. Ich habe Untersuchungen gemacht und gefunden: Die Leute können auf diese Weise einen jeden mit Namen aufrufen, sie können jede Zeit und Stunde angeben, sie können jeden Gegenstand, jede Pflanze, jedes Tier benennen, sie können auf ihren Flöten alles so gut ausdrücken wie mit der Sprache.

Dies scheint mir das Merkwürdigste unter allem, was Frau Musika in Afrika vollbracht hat.

Oder nein, vielleicht irre ich mich! Mir fallen da eben die Trommelkonzerte ein, die so oft meine tiefe Bewunderung erweckt haben. Rümpfe mir nicht die Nase ob solchen Ausdruckes! Trommel und „Konzert", wie sich das zusammenreimt? — Ein weiter Platz. Rund herum eine große Menschenmenge. Von allen Seiten kommen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Musikanten, diese mit zwei kleinen, halbkugligen, jene mit einer langen, kegelförmigen Trommel. Hier schleppt einer eine Fußpauke, da ein anderer eine Kesselpauke heran. Sie stellen sich im Umkreise auf und stimmen ihre Instrumente, üben einige Rhythmen und spielen sich auf ihre verschiedenen Taktarten ein. Unmerklich geht langsames Hinsummen und anscheinend isolierte Spielweise in ein Allgemeines über. Ein Kapellmeister fehlt. Das Gefüge ist erst unmerklich und kommt als solches nur ganz langsam zur Erscheinung. Dann aber erschüttert es auch wie eine unbeugsame Notwendigkeit.

Die Fülle der Töne schwillt.

Der Rhythmus des Ganzen fließt immer glatter.

Ein Grollen des Donners, ein Beben der Erde.

Ein höchster, knallender Paukenschlag.

Das erschreckte Gehör erzittert ob des plötzlichen Schweigens nach dem Verstummen der Elemente.

Und tief aufatmet Frau Musika.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Texttafel 10

Tätowierung der Berber in Tunis

Nach Originalzeichnungen von C. Arriens 1914

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VII. DER TANZ

NUN aber, ihr Trommeln und Flöten, laßt eure Stimmen zur Erfüllung eurer vornehmsten Aufgabe ertönen. Spielt auf zum Tanz!

Es gibt ein altes, wahres Wort: Bei Vollmond tanzt ganz Afrika. Das Wort ist wahr und dennoch muß ich es einschränken. Die Einschränkung ergibt sich aber aus der Natur der Tänze von selbst. Vergegenwärtigen wir uns diese.

Der Tanz ist uns ein mehr oder weniger seltenes Vergnügen. In Afrika ist er eine regelmäßige Unternehmung. Der Tanz ist bei uns etwas Festliches. In Afrika gehört er zunächst einmal zu den Regelmäßigkeiten — wenn er sich auch häufig genug zum Festlichen und Feierlichen steigert — ist dann aber auch eine anerkannte Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit wie bei uns in vernünftigen Verhältnissen das Spazierengehen. „Man muß doch einmal etwas anderes sehen als diese Räume, in denen wir Tag und Nächte verbringen; man muß doch einmal eine andere Luft atmen als die der Kammern oder die der stickigen Straßen" — sagen wir uns. Der Neger Afrikas aber sagte: „Man muß einmal eine andere Bewegung ausführen als die der Arbeit und die des Tages." Sehr fein erklärte mir einmal am Ende einer langen Unterredung, die ich ein anderes Mal in ihrer ganzen Fülle wiedergeben werde, ein Mann aus dem Voltabecken: „Weißt du, woran wir erkennen, daß ein Kind kränklich ist und nicht recht aufwachsen wird? Daran, daß es nicht schreit. Jedes Wesen muß sich bewegen. Der Hund muß springen, die Ziege muß hüpfen, der Vogel muß fliegen. Nun kann ein Kind sich ja gar nicht anders bewegen, als indem es schreit. Wenn ein Kind schreit, so ist das etwas ganz anderes, als ob etwa ein Erwachsener weint. Der Erwachsene schreit und weint nur mit dem Kopfe, das Kind gebraucht dazu den ganzen Körper. Es schreit mit dem Bauch ebenso wie mit der Kehle. Wenn das Kind also kränklich ist und nicht gedeihen kann, so erkennt man es daran, daß es nicht recht fähig ist, zu schreien. Das, was beim Schreien das Kind tut, das tut der Erwachsene beim Tanzen. Das Kind muß von Zeit zu Zeit schreien, der Mensch muß von Zeit zu Zeit tanzen. Und wenn er das nicht mehr muß, dann ist es nichts Rechtes mehr mit ihm. Dann ist er alt. Jung sein ohne Tanzen, Arbeiten ohne Tanzen, wirklich leben ohne Tanzen ist nicht möglich."

Der das sprach, war ein alter würdiger Bauer.

Betrachte den schweren Gang der Bauern.

Sieh die oft wochenlange Hantierung mit der Hacke.

Dann verstehst du es, daß der Körper dieser Menschen Wechsel in der Bewegung heischt, daß das Spiel der Muskeln sich gegen die Einseitigkeit auflehnt, daß ihr Leib auch anders atmen will, daß eine gesunde Bauernseele dort auch einen tanzfesten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Körper fordert. Tanz ist hier die Naturnotwendigkeit eines gesunden Bauernlebens. Darin liegt eine Begrenzung des Wortes: „Bei Vollmond tanzt ganz Afrika."

Dem Hirten ist der Tanz viel weniger. Denn sein Leben gleitet viel ebenmäßiger hin, soweit die Beanspruchung der Körperkraft in Betracht kommt. Er hat nicht wie die Bauern den Körper oft wochenlang in einseitigen Hantierungen anzustrengen. Er führt ein bequemes Leben — lange Zeit hin, bis etwa plötzliche Eruptionen ihn zu einem Raub- oder Verteidigungskrieg führen. Dann folgen die Strapazen afrikanischen Kampflebens. Daher kommt es, daß die geschmeidigen Hirten mit ihren feinen Händen und Füßen höchstens den Kriegstanz üben, der dann ausdrücklich, wenn auch vielleicht ohne Absicht, zur Ekstase führt — daß ihre Frauen aber meist einen trippelnden Tanz lieben.

Wohingegen der Tanz der grobknochigen Bauern unzweideutig ein Sichaustoben ist.

Solch ein bäuerliches Tanzfest unter den schlichten Afrikanern erleben zu dürfen, ist gleichbedeutend mit einem Bad im Jungbrunnen. Ich kann nicht glauben, daß irgendwo auf der Erde ein stärkeres und gesunderes, ein tieferes und einheitlicheres Freudengefühl eine Gemeinde von Menschen verbinden kann. Besonders im Herbst, wenn die ernsten Sorgen eines anstrengenden Sommers überstanden, wenn die Ernte glücklich in den Speichern, wenn das erste Bier gebraut ist.

Bier! — Mondschein! — Jugend!

Oft beginnt das Festieren schon am späten Nachmittag. Und die jungen Leute sind es gar nicht einmal, die die Unternehmung beginnen. Irgendwo ist ein besonders gutes Bier geraten. Gute Witterung führt bald einige Alte zusammen. Sie lagern sich im Schatten eines Baumes. Die Kalebasse wandert. Ein freundliches Schmunzeln. Kummermienen verklären sich, die Stimmung hat mit gutem Anfang eingesetzt. Nun ist auch bald ein Trommler von der Partie. Die ersten spielerischen Handgriffe genügen, um hier und da einen Frauenkopf vor die Tür zu locken und um alle Welt zu veranlassen, die letzten Hantierungen des Tages schnell abzuschließen, das heißt, den Abendbrei in die verschiedenen Gefäße zu füllen. Lange zum Essen sich nötigen zu lassen, ist unafrikanisch, wenn auch häßliche Gier im anständigen Bauernkreis verpönt ist. Heute aber gleitet der Brei doch ein wenig schneller als sonst. Schnell werden die Finger am Lendentuch gesäubert und dann geht alle Welt dahin, wo älteren würdigen Herren mit ihren Abendschöppchen schon ein respektabler Anfang der allgemeinen Fröhlichkeit gelungen ist.

Trommler und Bläser treten heran. Männer und Frauen kommen aus näheren und ferneren Wohnungen. Ist der Mond noch nicht da, erhellt schnell ein großes Feuer den Platz. Und dann kann das schöne Erlebnis beginnen. Erst schüchtern. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jüngsten beginnen nicht gerne. Fünfundzwanzigjährige Männer und dreiundzwanzigjährige Frauen sind wohl meist die ersten Sichwiegenden, Aufspringenden, Partnerschaft Wagenden. Aber auch alte Weibsen von fünfzig und sechzig Jahren sah ich der Jugend mit gutem Beispiel vorangehen. Denn die Frauen tanzen hier gerne bis an ihr Lebensende, während die Männer später leicht etwas ihrer Würde zu vergeben fürchten.

Starken Anreizes benötigt es nicht, um auch bald die Scheu der Jugend zu überwinden und einen ersten Strudel und Wirbel zustande zu bekommen. Dann aber dröhnt die Erde wider vom Stampfen und Schreiten und vom herrlichsten Takt — in welchem die Afrikaner angeboren talentiert sind, so daß manches klavier- und violinspielende Jungfräulein Europas hier mit Erfolg in die Lehre gehen könnte. Wenn du nun aber meinst, daß hierbei viel gelacht und gejauchzt wird, so bist du in einem großen Irrtum befangen. Solcher Tanz ist eine ernste Angelegenheit und Männer und Frauen, Jünglinge wie Mädchen verziehen keine Miene. Der Schweiß beginnt in Strömen an den schönfarbigen dunklen Körpern und Gliedern herabzufließen. Viele Atempausen sind hier nicht Sitte. Unterbrechungen sind selten und auch dann geht das Ganze nicht sogleich in eine fröhliche Plauderei über, wie das etwa bei uns ist nach dem letzten Verklingen eines Walzers oder einer Quadrille natürlich scheint.

Erst in späterer Nacht gewinnt die Stimmung der zechenden Alten ein gewisses Übergewicht. Die hoben mittlerweile kräftig nach Mannesart die Bierschalen, haben Freundschaftstrunke gewechselt — was man hier in der Weise ausführt, daß zwei gemeinsam und gleichzeitig aus einer Kalebasse trinken — und sind in einen biederlich-renommistischen und jovial-sarkastischen Ton verfallen. Sie haben inzwischen wohlwollend der eine seiner Frau, der andere seinem Sohne die Bierschale hingereicht, und somit auch in den Kreis der Tänzer einige Tropfen vom Geist des Dionysos gespritzt. Damit kommt ein noch tolleres Rumoren, ein erhöhter Glanz der Augen, ein wo möglich noch festerer Takt in das Ganze. Denn es versteht sich von selbst, daß Trommler und Bläser mit jedem festeren Anziehen des Felles oder Speichelausschütten des Hornes auch einen Griff zum Biertopf verbinden. Die afrikanische Musikantenkehle hat genau die gleichen Eigenschaften wie die europäische.

Nach Stunden hört das Fest erst auf.

Der Zecher hat dann sein Teil.

Die Glieder der Tänzer sind gründlich gelockert.

Zutunlicher Sinn führt Mann und Weib auf das Lager.

Auffallend ist in allem dann noch ein bemerkenswerter Zug. Man spricht so oft von den häßlichen, erotischen, unsittlichen Tänzen der „Wilden". Ich aber, der ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

so lange und innig mit so viel Völkern des inneren Afrikas befreundet war, kann vor allem das eine sagen: so etwas wäre dem Wesen dieser Menschen durchaus entgegengesetzt. Hier kann ich nur sagen: die Unsittlichkeit liegt im Auge des Beschauers.

Denn:

Diese Menschen sind ebensogut verliebt wie wir Europäer. Aber nie, nie — nicht ein einziges Mal sah ich zwei Menschen öffentlich sich verliebte Blicke zuwerfen oder einen verliebten Mann hinter dem Gegenstand seiner erfüllten oder unerfüllten Neigung herschielen — nie, nie!

Diese Menschen sind hierin keusch und edel.

Ich weiß es, daß Gott Eros hier Flammen entzündet, die heißer brennen als in Europa. Tod und Todschlag fordert der Gott der Liebe auch hier.

Aber die letzte Erfüllung der Sinnlichkeit ist ihnen nur natürlich. Diese Menschen sind anständiger als wir, weil sie der Natur folgen dürfen. Dieses letzte darzustellen ist nur einfach und selbstverständlich. Das hat mit der Unsittlichkeit unserer großstädtischen Naturentfremdung und Entsittlichung nichts zu tun.

Unendlich reich ist die Form der Tänze und Tanzbewegungen. Hier gelten nur Kreise der Männer und Frauen, dort verschiedene Typen der Partnerschaft und wieder anderweitig wildes Durcheinanderstampfen und Wirbel. An der inneren Natur der Bauerntänze ändert das aber nichts. Wohl aber tritt eine deutliche Steigerung ein, wenn das Zeremoniale, die feierliche Gelegenheit den Tanz zu einer religiösen Kultushandlung vertiefen. Dann werden die Vorschriften straffer. Dann nähert sich das Kleid der Tänzer dem schauspielmäßigen Aufputz der Maske.

Das afrikanische Bauernvolk ist damit auf der Höhe der Entwicklung seines Tanzes angelangt.

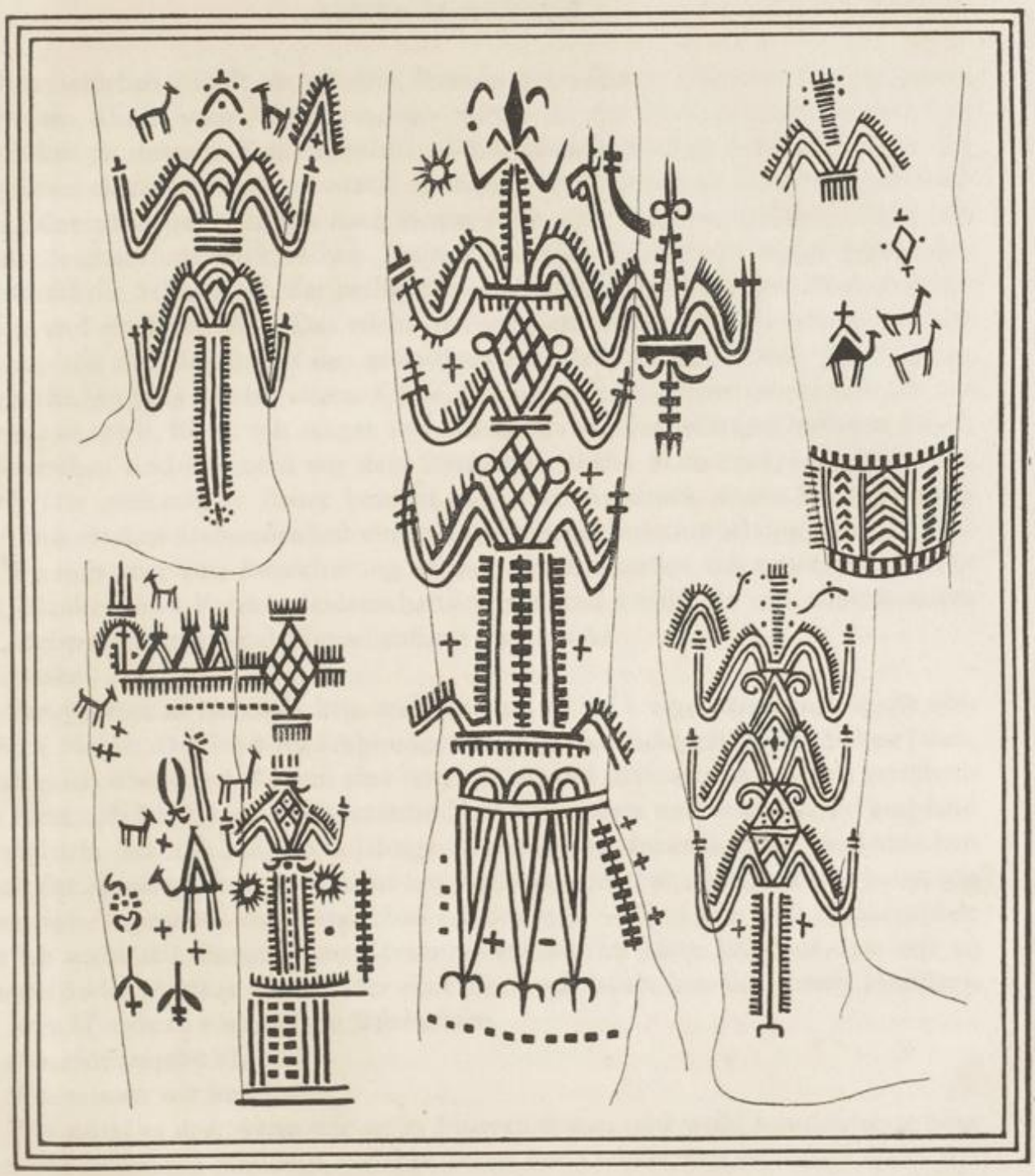
Höhere und fremde Kulturen sind es, die anderen Sinn auf afrikanische Erde trugen. Ich will hier nur zwei Gegensätze skizzieren.

In den Ländern der Berber, Araber und des Islam tanzt der Mann im allgemeinen nicht. Hier zerfällt der Tanz in zwei Gruppen. Bei dem Festmahle bewirtet der Herr des Hauses nicht nur mit feinen Speisen, sondern nach dem Mahle, wenn die Sinia fortgetragen ist, erlabt er sie auch mit dem Anblick tanzender Mädchen. Der Tanz ist hier zu einem Schauspiel und zur sinnlichen Erregung der Männer geworden.

Wenn nun aber die Männer dieser Länder und Kulturen dennoch tanzen, so sind es Mitglieder von Sekten, die sich damit in religiöse Ekstasen versetzen wollen. Es gibt aber nicht nur tanzende Derwische. In der Form der Bori und der Sar sind uns religiöse Tänze solcher Art erhalten, die dem Wesen und dem Sinne nach älter sind als der Islam.

Alle diese Tänze erreichen aber nie und nimmer die Tänze der Bauern Innerafrikas als Ausdruck naturgeborener, naiv ungezwungener, inniger und tiefer Lebensfreude.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Texttafel 11

Tätowierung der Berber in Tunis

Nach Originalzeichnungen von C. Arriens 1914

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIII. MASKEN

Der natürliche, stark imaginative Sinn des bäuerlichen Afrikaners ist imstande, gleich dem Kinde, seine Vorstellung der Dinge bis zur Überzeugung von der Tatsächlichkeit zu steigern. Beim feierlichen Herbsttanze genügt es, daß die Männer sich die Hörner einer Antilope aufsetzen, springend die Bewegung dieser und pfeifend deren Töne nachzuahmen, um nach einem Tanz von wenigen Stunden schon von sich als „Jetztantilope" zu sprechen. Beim zeremonialen Reifefest charakterisieren den der Jugend die Schrammen der heiligen Buschkönige einschneidende Priester einige Tupfen und ein Stück Fell. Das reicht hin, um dem Gefühl der Novizen die Überzeugung von der Gegenwart des gewaltigen Leoparden zu erwecken. Es ist genau der gleiche Vorgang wie bei einem Kinde, das so lange mit einem Streichholz als mit einer Hexe spielt, bis es mit Angst und Schrecken vor der selbstgeschaffenen Hexe, mit Kreischen und Jammern vor dem Streichholz flieht. (Leo Frobenius Paideuma, S. 59.) Der afrikanische Bauer braucht also zum Ausdruck seiner religiös außerordentlich starken Gebundenheit eine naturalistische Ausschmückung nicht.

Wo ihm aber eine Bereicherung solcher Art von außen zukommt, da greift er die Gedanken und Formen leidenschaftlich auf und belebt sie mit schöpferischer Idee. Beispiele hierfür sind Menschenfigur und Maske.

Maske!

Von Jugend an hat mich kein anderer Stoff so tief erregen können, wie die afrikanische Maske. Das kindliche Ahnungsvermögen hat nicht getäuscht. Sieben Jahre, nachdem ich über diese Masken eine sehr schöne und umfangreiche Arbeit veröffentlicht hatte, sah ich die erste afrikanische Maske in natura und erschütternd empfand ich sogleich, daß mich die zehnjährige Vorbereitung dieser so sehr akademischen Arbeit der Angelegenheit auch nicht um ein Hundertstel so nahe gebracht hatte, wie dieser eine Augenblick der Rundschau im Erlebnis. — Und wie viele Maskenspiele habe ich nicht seit diesem ersten Zusammentreffen im Jahre 1905 auf dem mir so heiligen Boden Afrikas erlebt! Der erste Eindruck blieb, bewährt durch Hunderte und aber Hunderte von kleinen Erlebnissen.

Die afrikanische Maske!

Was wissen wir von ihr!

Was nützt es uns, wenn wir sie in Museen tragen und wohl konservieren, oder wenn wir eingehend schildern, welchen Sitten und Gebräuchen sie dient? Ach nein! Denn wohl ist es schön, ihre Gestalt so gut konserviert zu wissen, wohl ist es erfreulich, durch die Beschreibung ihrer Benutzung sie in das Licht eines schön ordentlichen Zusammenhanges bringen zu können, aber vom Leben, vom Erlebnis der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

afrikanischen Maske, von dem, was sie seelenmäßig drüben ist, — davon wissen wir damit noch durchaus nichts.

Wie oft habe ich mich ehrlich beschimpft, daß ich nicht fähig sei, das in Worte zu kleiden, was hier vor mir, vor meinen Augen, unter meinen Händen, gegenüber meinem klopfenden Herzen lebte, wirkte, erschütterte. Wie oft, wie oft! Und heute empfinde ich ja gerade darin die große Stümperei des Schreibens und Erzählens und Beschreibens, des Schilderns und des Berichtens, daß alle diese Versuche nur zum Erwecken von Bildern auf stumpf gewordenen Spiegelflächen dienen und nur wie die Erinnerung des Alters an den Zauber der in der Jugend aufgenommenen Akkorde, deren Folge als solche längst dem Gedächtnis entschwand, wirken.

Ach, wie dünn erscheint hier Wissenschaft als fahler Schatten der Kunst!

Wie arm wir Menschen des intellektuell sich abschließenden Abendlandes gegenüber jenen in Fülle Erlebenden der roten Scholle!

Wir sind Kümmerlinge jenen gegenüber, — wir, die wir ja auch Armselige sind gegenüber unseren Kindern.

Jene aber sind reich wie neusprießendes Leben; sie kennen noch nicht den Unterschied von Aberglaube und Glaube, von Tatsache und Wirklichkeit, von Leben und Schauspiel.

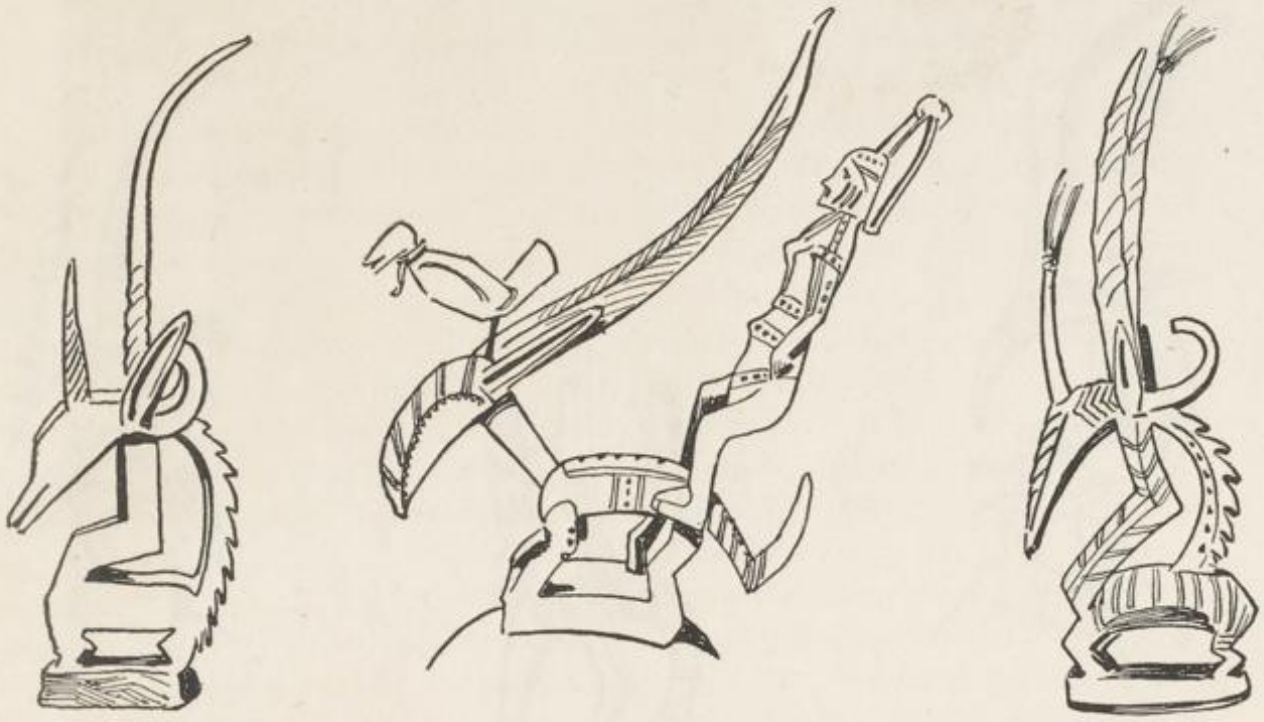
Das Schauspiel ist ihnen Leben.

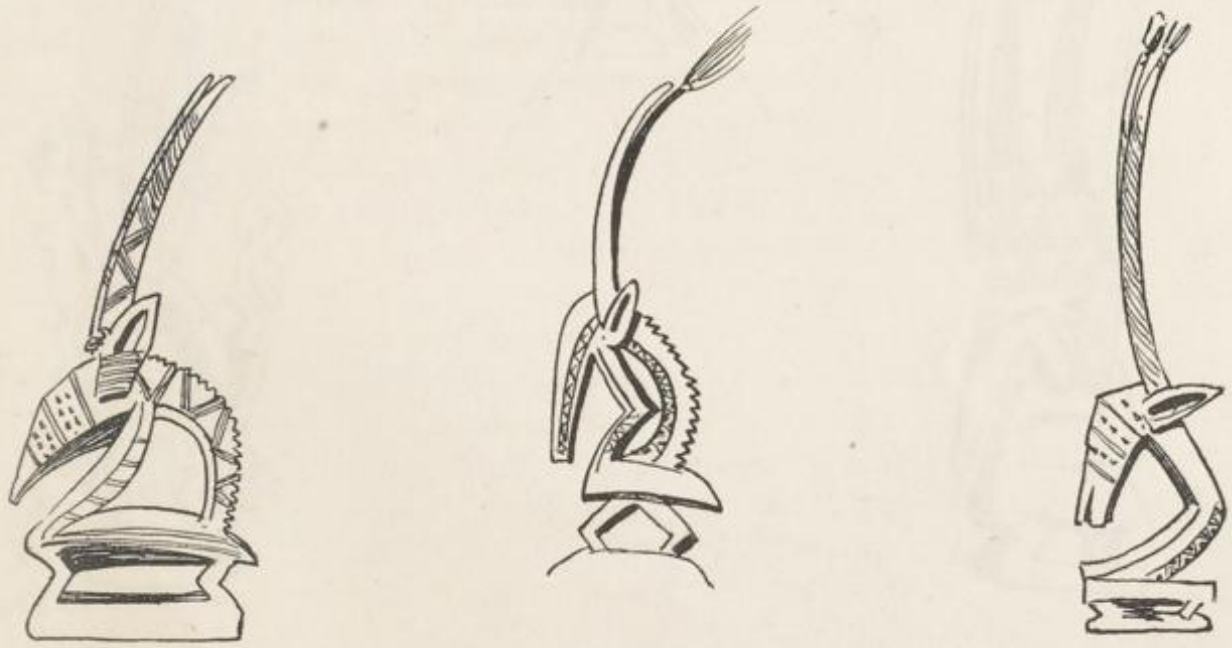
Der hochgestaltete Dako-Boea, die mehrere Meter hohe Maske aus Stoff, die sie selbst ja herrichteten, wird ihnen nach inbrünstigem Gebet und erschütternd ernster Beratung zum Geiste, zum Übernatürlichen, zum Todbringenden aus dem Wesen höchster Herrlichkeit heraus. Gleichviel ob der Verband alter Männer Komma, Nama oder Dako-Boea heißt, immer lagert der schwere Ernst der Macht der Schicksalsentscheidungen über ihren Vereinigungen, sobald der Tag der großen Verantwortung gekommen ist. Und wenn dann abends, beim Schein der kleinen Feuer, der Schrei der Geistesmaske, ihr Pfeifen, Schwirren oder Läuten ertönt, dann ist es Schicksal, das sich herniedersenkt; und der, den segnende oder todbringende Verkündigung trifft, wird ebensowenig wie die ganze erschauernde Männerwelt und wie die Alten, die selbst die Urheber des Urteils schienen, daran zweifeln, daß hier eine Herrlichkeit und eine Gewalt entscheidend wirken, die jedem Menschenwillen nur Gnade der Erleuchtung sein können, denen aber beeinflussend näher zu treten eine unmenschliche Vermessenheit bedeuten würde.

Sie selbst, die Altersräte von Komma, Nama und Dako-Boea sind nichts als Träger einer Idee.

Die Verurteilten sinken von der Hand des Todes erschüttert zu Boden und werden nie wagen, sich das Leben zu bannen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



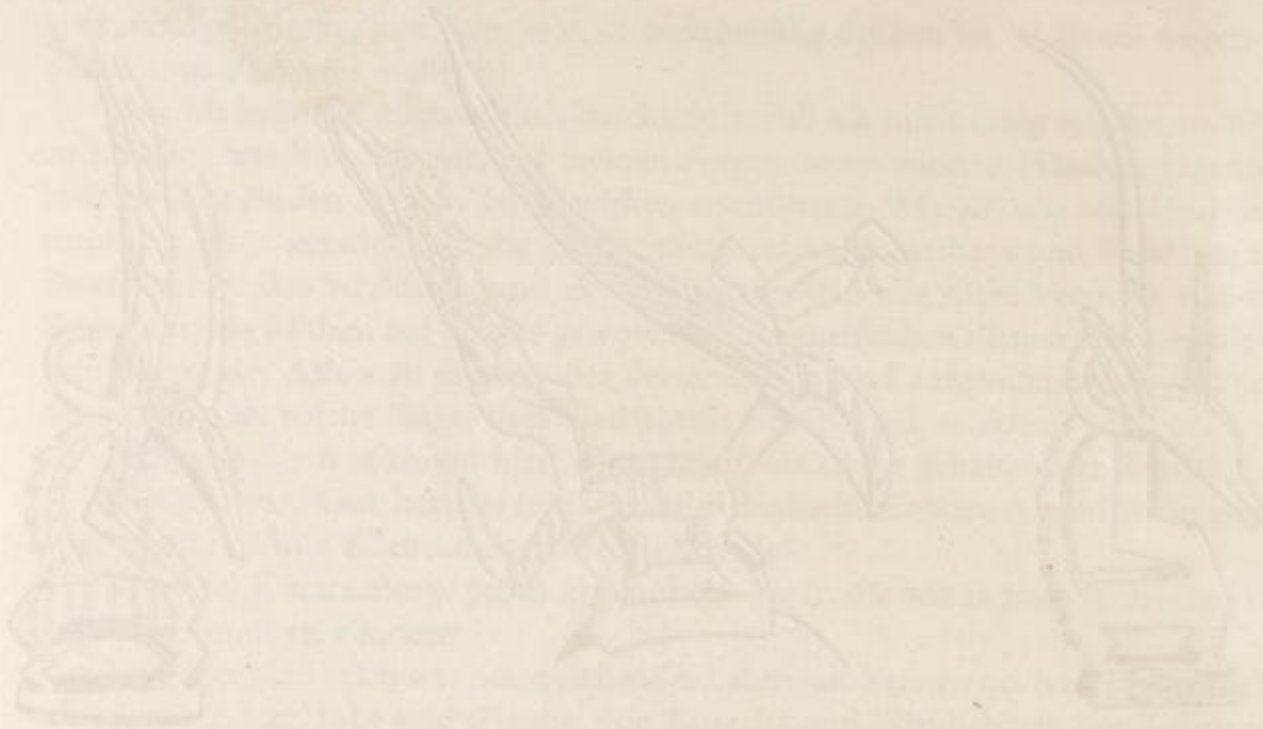


Texttafel 12

Sugunikungmasken der Mande

Gezeichnet von Fr. Nansen 1909

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Texttafel 13

Sugunikungmasken der Mande

Gezeichnet von Fr. Nansen 1909

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Zuschauenden, die Nichtbeteiligten — nur Männer, nie Frauen sind Teilhaber solcher Erlebnisse — aber erbeben bis ins Mark angesichts der Gewalt des Erhabenen.

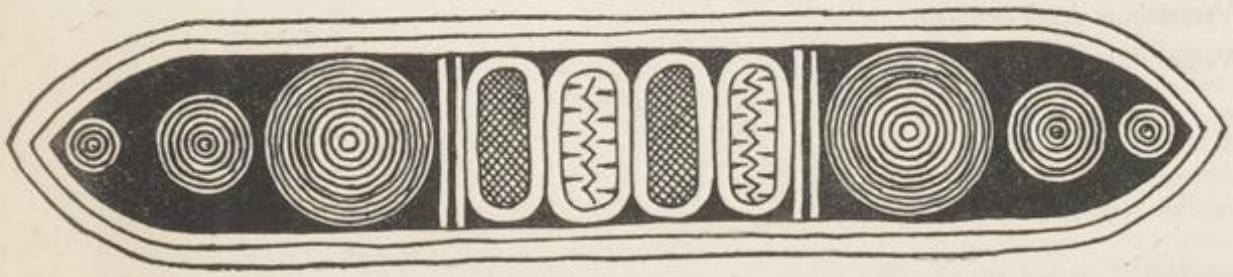
Oder ein anderes Bild, ein noch Erschütternderes, noch tiefer Ergreifenderes: der Kebleṉke der Mande. Der rote Mann. Der Narr im Gewand des Toten! Nur der kann Kebleṉke werden, der eine Leiche ausgrub und die Gewandung des Verstorbenen raubte. In das Kleid der Verwesung gehüllt erscheint er — als Narr! Als Narr tanzt er; als Narr stellt er alle Gebärden des Lebens dar; als Narr im Totengewand spielt er das Epos der Zeugung.

Und jubelnd begrüßen ihn Männer und Frauen. Das große Symbol des Lebens: Tod und Wiedergeburt, welkes Blätterwerk des Herbstes und junger Keimsproß der Frühlingszeit, das Ende und der Anfang der Dinge sind hier in Einem verkörpert. In gigantischer Seelengröße erschließt sich die höhere Dämonie kindlichen Seelentumes gegenüber der intellektuellen Selbsttäuschung und Grübelei erfahrungsreich und erlebnisarm gewordener Zuschauer, wie wir sie darstellen.

Dämonisch und eine Ausstrahlung des Unbewußten ist dort die Maske. Ein Sinnbild — nein, nicht Sinnbild, sondern Gestalt gewordener Sinn des Lebens im Übergang von Werden und Vergehen, von Vergehen und Werden. Daher auch die unendliche Fülle der Formen dieses Gebildes. Leblos gewordene und nie persönlich erlebte Larven sind solche bei uns.

Diese Menschen befinden sich noch im Banne des Mysterium des Überirdischen, das wir, die ihm Entrückten, erst dann wieder genießen werden, wenn wir die grausam überschätzten Waffen des Verstandes als „Nurwerkzeuge“ zu führen gelernt haben werden. — „Nurwerkzeuge“, die uns nicht anders dienen dürfen, als Löffel, Messer und Gabeln zum Essen.

Dieses Tiefste bei jenen unserem sehnenden Ahnen noch näher zu bringen, will ich im zweiten Band versuchen.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Morituri te salutant		IX
„Es war einmal“		1
	DIE PRACHT	3
I.	Die Fülle des Daseins	5
II.	Die Landschaft	6
III.	Die heilige Polis	9
IV.	Die mächtige Pfalz	13
V.	Einzug in die Pfalz	15
VI.	Der Markt	20
VII.	Die Herrlichkeit des Todes	22
VIII.	Die Hexe	24
	DIE FREUDE	45
I.	Der Bauer	47
II.	Arbeit	49
III.	Der Schmuck	53
IV.	Des Lebens Fülle	57
	Frauenspott und Bardenlist	58
V.	Feinde der Freude	62
	Das Schicksal des Protzen (Habe, südl. Timbuktu)	63
	Der bestrafte Eifersüchtige (Nupe, Haussastaaten)	65
	Der Geizhals (Habe, südl. Timbuktu)	67
VI.	Frau Musika	72
VII.	Der Tanz	75
VIII.	Masken	79
Verzeichnis der Texttafeln		83
Verzeichnis der Tafeln		84

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VERZEICHNIS DER TEXTTAFELN

Texttafel 1: Ältere Tätowierung der Bena Lulua im Kassaigebiet; gez. v. H. M. Lemme 1905. Oben eine Frau der Baqua Kabundu, unten ein Mann der Baqua Moasa. Beide etwa 50 Jahre alt.

Texttafel 2: Jüngere Tätowierung der Bena Lulua im Kassaigebiet; gez. v. H. M. Lemme 1905. Links eine 25jährige und eine 50jährige Frau der Baqua Nputu; rechts zwei Frauen aus den Dörfern der Baqua Kabollo.

Texttafel 3: Niedere Tongefäße der Bassonge Lupungus im Sankurrugebiet; gez. v. H. M. Lemme 1905. Die Höhen der einzelnen Gefäße sind von oben an und in jeder Reihe von links nach rechts in Zentimetern: 18, 23, 20; 17, 26, 20; 14, 31, 16; 21, 28, 25.

Texttafel 4: Höhere Tongefäße der Bassonge Lupungus im Sankurrugebiet; gez. v. H. M. Lemme 1905. Die Höhen der einzelnen Gefäße sind von oben an und in jeder Reihe von links nach rechts in Zentimetern: 35, 26, 35; 51, 50, 40; 38, 28, 42.

Texttafel 5: Hohe Trommeln der Bakubastämme im Kassai-Sankurrugebiet; gez. v. H. M. Lemme 1905 und 1906. Einzelausgaben über die Stücke von links oben an und in jeder Reihe von links nach rechts: v. d. Pianga, 132 cm hoch; Labadilumba, Hamburger Museum; v. d. Lussambo, 50 cm hoch; v. d. Bakete Kampungus, Hamburger Museum; v. d. Inländern bei Ikoka, 119 cm hoch; v. d. Lussambo, 108 cm hoch; v. d. Pianga, 114 cm hoch; v. d. Bena Nkolle, Hamburger Museum; v. d. Bakongo bei Lubue, falsch bespannt, 118 cm hoch; v. d. Lussambo, richtig bespannt, 119 cm hoch.

Texttafel 6: Fußtrommelformen der Kassaistämme; gez. v. H. M. Lemme 1905. Einzelangaben über die Stücke von links oben an und in jeder Reihe von links nach rechts: leerer Trommelsarg der Bassonge (Bena Koto) 44 cm hoch; Bena Kalambai am Lubilasch, Typ. der Batetela, 42 cm hoch; Reibetrommel der Kaloschi-Baluba, 54 cm hoch; Baqua Diojo (Bena Lulua), 73¾ cm hoch; Makussu, 80 cm hoch; Bakuba-Bakete von Kalambai, 46 cm hoch; B. Nputu bei Lussambo, 51 cm hoch; Bena Mai, 66 cm lang; Banguli bei Mange, Hamburger Museum.

Texttafel 7: Doppeltrommelformen der Kassaistämme; gez. v. H. M. Lemme 1905. Von links nach rechts: Bena Lulua von Tschifarri, nachgebildet der Kioquefum, 41 cm hoch; Baqua Nputu Lussambos, 38 cm hoch; Kioque von Kabakaba, 45 cm hoch.

Texttafel 8: Dekoration der Hornschnupftabaksdosen der Berber von Constantine. Nach Stücken der D. J. A. F. E. 1910; gez. v. Hoffmeister.

Texttafel 9: Ornamentik der Wasserkrüge der Kabylen. Nach Originalskizzen von Leo Frobenius 1914. Die einzelnen Muster sind Varianten der Bilder einer Schutzgöttin, die als Figur der Tanith der alten Karthager entspricht.

Texttafel 10: Tätowierung der Berber in Tunis. Nach Originalskizzen von C. Arriens 1914. Die Muster sind in blauer Zeichnung ausgeführt, die von der hellen Hautfarbe leicht absticht und sehr schön wirkt.

Texttafel 11: Tätowierung der Berber in Tunis. Nach Originalskizzen von C. Arriens 1914.

Texttafel 12: Sugunikungmasken der Mande I; gez. von Fr. Nansen 1909. Mit diesen Masken wird getanzt zur Beschneidungszeit (Ende Dezember) im Gebiete südöstlich von Bamako. Die Tänzer markieren die Bewegung von Antilopen. Die Masken werden auf den Kopf aufgesetzt getragen. Eine herabhängende Decke verhüllt das Antlitz. Die Urgestalt der Maske ist entschieden die Darstellung einer Antilope, der dann eine Menschengestalt beigefügt ist. In späterer Entwicklung ist das Urmotiv verkümmert und dann wurde ein neues Tier mit den verschnörkelten Resten der ersten Antilope gepaart.

Texttafel 13: Sugunikungmasken der Mande II; gez. v. Fr. Nansen 1909. Siehe die der vorigen Abbildungserklärung beigefügte Ausführung.

Die dem Texte der Leisten eingefügten Ornamente sind nach dem Schmuck von Kalebassen (Kürbisschalen) von H. Hugnshoff 1909 gezeichnet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VERZEICHNIS DER TAFELN

Titelbild: Posaunenbläser in Bida (Nupe). C. Arriens pinx. 1911 (Pracht V)

Tafel 1: Kamelreiter in Kordofan. Leo Frobenius phot. 1912 (Pracht V)

„ 2: Die Schutzleute (Dogari) in Bida (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 3: Posaunenbläser des Emirs von Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 4: Der Emir von Bida kommt! Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 5: Wattepanzerreiter in Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 6: Mann mit Panzerkappe in Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 7: Lanzenkrieger (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 8: Lanzenkrieger (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht V)

„ 9: Nomadische Araber in Kordofan. Leo Frobenius phot. 1912 (Pracht VI)

„ 10: Kanohändlerinnen im Aussenlager von Mokwa (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 11: Barbiere im Aussenlager von Mokwa. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 12: Kommen und Gehen vor der Gebetsstunde am Freitag in Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 13: Freitagsgebet in Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 14: Freitagsgebet in Bida. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 15: Busuhändler aus Asben in Mokwa (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 16: Haussafiedler in Mokwa. Leo Frobenius phot. 1911 (Pracht VI)

„ 17: Westmarokkanische Gaukler auf dem Marktplatz in Udja (N.-O. Marokko). Leo Frobenius phot. 1914 (Pracht VI).

„ 18: Plüschstoffweberin in Ibadan (Joruba). Leo Frobenius phot. 1910 (Freude II)

„ 19: Garnspüler in Ilorin (Joruba). Leo Frobenius phot. 1912 (Freude II)

„ 20: Töpferei in Bou-Semghun (Sahara Atlas). A. Martius phot. 1914 (Freude II)

„ 21: Figuig. Mann mit Drillbohrer. Leo Frobenius phot. 1914 (Freude II)

„ 22: Muntschiweiber (vom oberen Benue). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude III)

„ 23: Muntschiweib (vom oberen Benue). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude III)

„ 24: Baggaramädchen in El-Obeid (Kordofan). Leo Frobenius phot. 1912 (Freude III)

„ 25: Nomadenmädchen in El-Obeid (Kordofan). Leo Frobenius phot. 1912 (Freude III)

„ 26: Harfenist in Originaltracht. Durru (Deutsch-Adamaua). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude VI)

„ 27: Harfenist in Originaltracht. Durru. Leo Frobenius phot. 1911 (Freude VI)

„ 28: Flötentänzer der Kredj in El-Orbeid. Leo Frobenius phot. 1912 (Freude VII)

„ 29: Freundschaftstrunk in Tamberma (Nordtogo). Leo Forbenius phot. 1909 (Freude VII)

„ 30: Waffentanz der Tamberma (Nordtogo). Leo Frobenius phot. 1909 (Freude VII)

„ 31: Mobaleute im Festschmuck und Reigentanz (Nordtogo). Leo Frobenius phot. 1909 (Freude VII)

„ 32: Mobaleute im Festschmuck (Nordtogo). Leo Frobenius phot. 1909 (Freude VII)

„ 33: Baggarafrauen beim Tanz in El-Obeid. Leo Frobenius phot. 1912 (Freude VII)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tafel 35: Kapelle Nubischer Tänzerinnen. Leo Frobenius phot. 1912 (Freude VII)
„ 34: Nubische Tänzerin. Leo Frobenius phot. 1912 (Freude VII)
„ 36: Nubische Tänzerin. Leo Frobenius phot. 1912 (Freude VII)
„ 37: Asartänzer in Omdurman. Editha Frobenius phot. 1912 (Freude VII)
„ 38: Maskentänzer der Mossi Wahigujas. Leo Frobenius phot. 1908 (Freude VIII)
„ 39: Maskentänzer der Mossi Wagadugus. Leo Frobenius phot. 1908 (Freude VIII)
„ 40: Spielmasken in Mokwa (Nupe). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude VIII)
„ 41: Dako Boea in Mokwa (Nupe). Leo Frobenius phot. 1908 (Freude VIII)
„ 42: Dan Konkam der Ankwe (engl. Nigerien). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude VIII)
„ 43: Dan Konkam der Ankwe (engl. Nigerien). Leo Frobenius phot. 1911 (Freude VIII)
„ 44: Figuig. Frühlingsmaskenspiel in El Maiz (Sahara-Atlas, Marokko). Leo Frobenius phot. 1914 (Freude VIII)
„ 45: Szenen des Lagerlebens. Fr. Nansen des. 1908 (Pracht VI)
„ 46: Mauren und Marktszene in Timbuktu. Fr. Nansen des. 1908 (Pracht VI)
„ 47: Marktszene in Bida. C. Arriens des. 1911 (Pracht VI)
„ 48: Busu; Mann aus dem Gebiet zwischen Adrar und Gober. C. Arriens des. 1911 (Pracht VI)
„ 49: Sambermaspielmann mit Laute. C. Arriens des. 1911 (Pracht VI)
„ 50: Sambermaspielmann mit Flöte. C. Arriens des. 1911 (Pracht VI)
„ 51: Schlangenbändiger in den Haussaländern. C. Arriens des. 1911 (Pracht VI)
„ 52: Weber in Kontscha (Adamaua). C. Arriens des. 1911 (Freude II)
„ 53: Bronzetreiber in Bida, Nupe. C. Arriens des. 1911 (Freude II)
„ 54: Knabe mit Steinstössel für Kerne in Figuig (Südostmarokko). C. Arriens des. 1914 (Freude II)
„ 55: Frauen aus Taghit; Mehl mahlend. Norbert v. Stetten del. 1914 (Freude II)
„ 56: Kostümstudien aus den Koarraländern. C. Arriens pinx. 1911 (Freude III)
„ 57: Kostümstudie aus den Koarraländern. C. Arriens pinx. 1911 (Freude III)
„ 58: Kostümstudie aus den Koarraländern. C. Arriens pinx. 1911 (Freude III)
„ 59: Gestickte Tasche einer Nupe-Tobe aus Bida (Englisch Nord-Nigerien) (Freude III)
„ 60: Gestickte Taschen von Nupe-Toben aus Bida (Freude III)
„ 61: Adamaua-Kalebassen. (Freude III)
„ 62: Adamaua-Kalebasse (Freude III)
„ 63: Adamaua-Kalebasse (Freude III)
„ 64: Atakpame-Bezirk (Togo): Oberkalebasse (Deckel) (Freude III)
„ 65: Atakpame-Bezirk (Togo): Unterkalebasse (Freude III)
„ 66: Atakpame-Bezirk (Togo): Oberkalebasse (Deckel); Innenansicht der Oberkalebasse; Unterkalebasse; Innenansicht der Unterkalebasse (Freude III)
„ 67: Atakpame-Bezirk (Togo): Einzelne Unterkalebasse, Ornamentierung der Außenfläche (Freude III)
„ 68: Aus Bussa am Niger (Nord-Nigerien): Deckel, Ornament zur Unterkalebasse; Geschabte Ornamente (Freude III)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tafel 69: Atakpame-Bezirk (Togo): Oberkalebasse (Deckel); Unterkalebasse (Außenaufsicht) gebrannt (Freude III)

„ 70: Bierkalebasse aus Bussa am Niger (Nord-Nigerien): Geschabtes Ornament (Freude III)

„ 71: Tanzfest der Moba in Nord-Togo. Tanzfest der Tamberma in Tapunte (Nord-Togo) Fr. Nansen des. 1909 (Freude VII)

„ 72: Maskierte vom Krokodilsklan; Weib und Mann C. Arriens pinx. 1911 (Freude VIII)

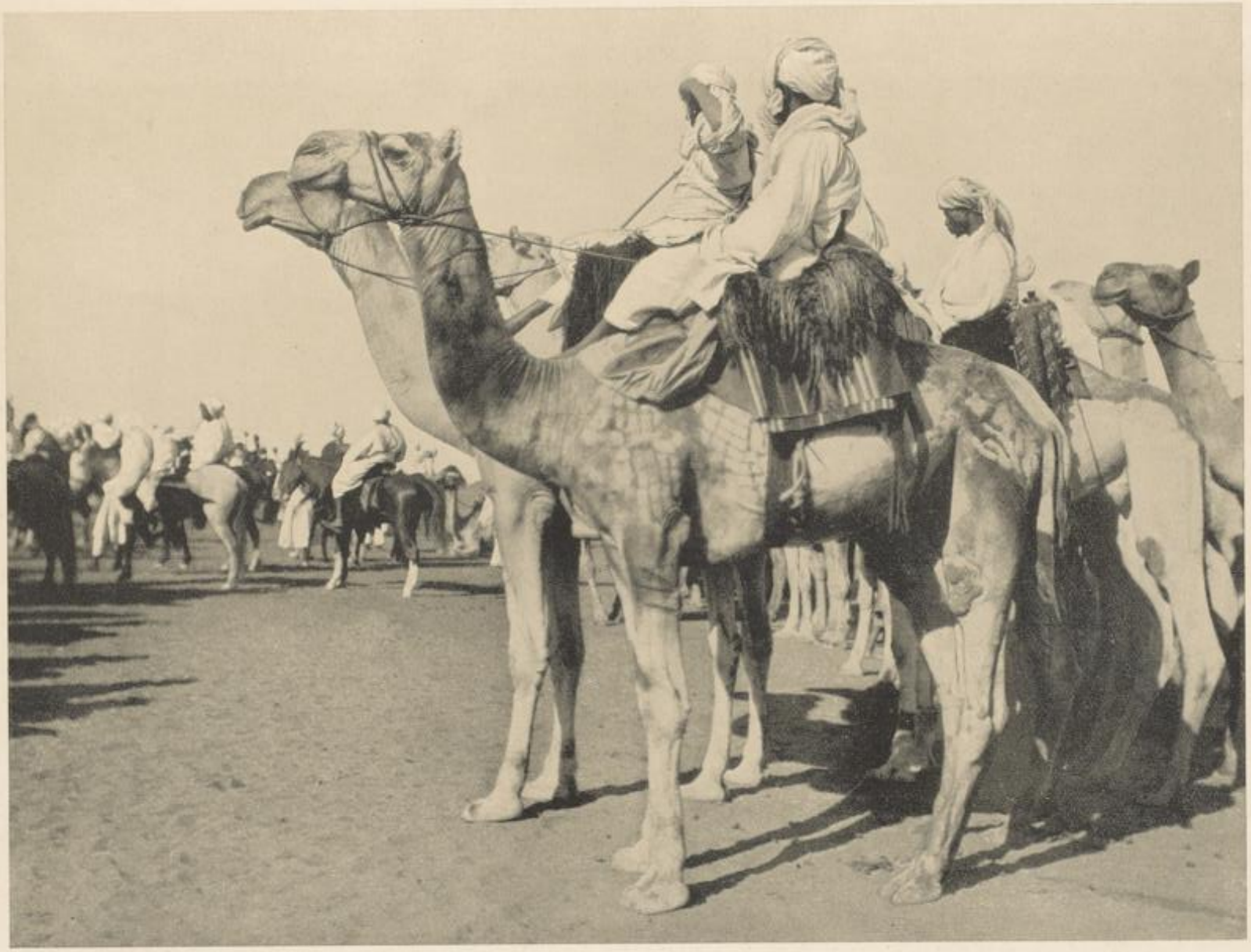
„ 73: Maskierte der Ankwe (Nord-Nigerien) C. Arriens pinx. 1911 (Freude VIII)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ABBILDUNGEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

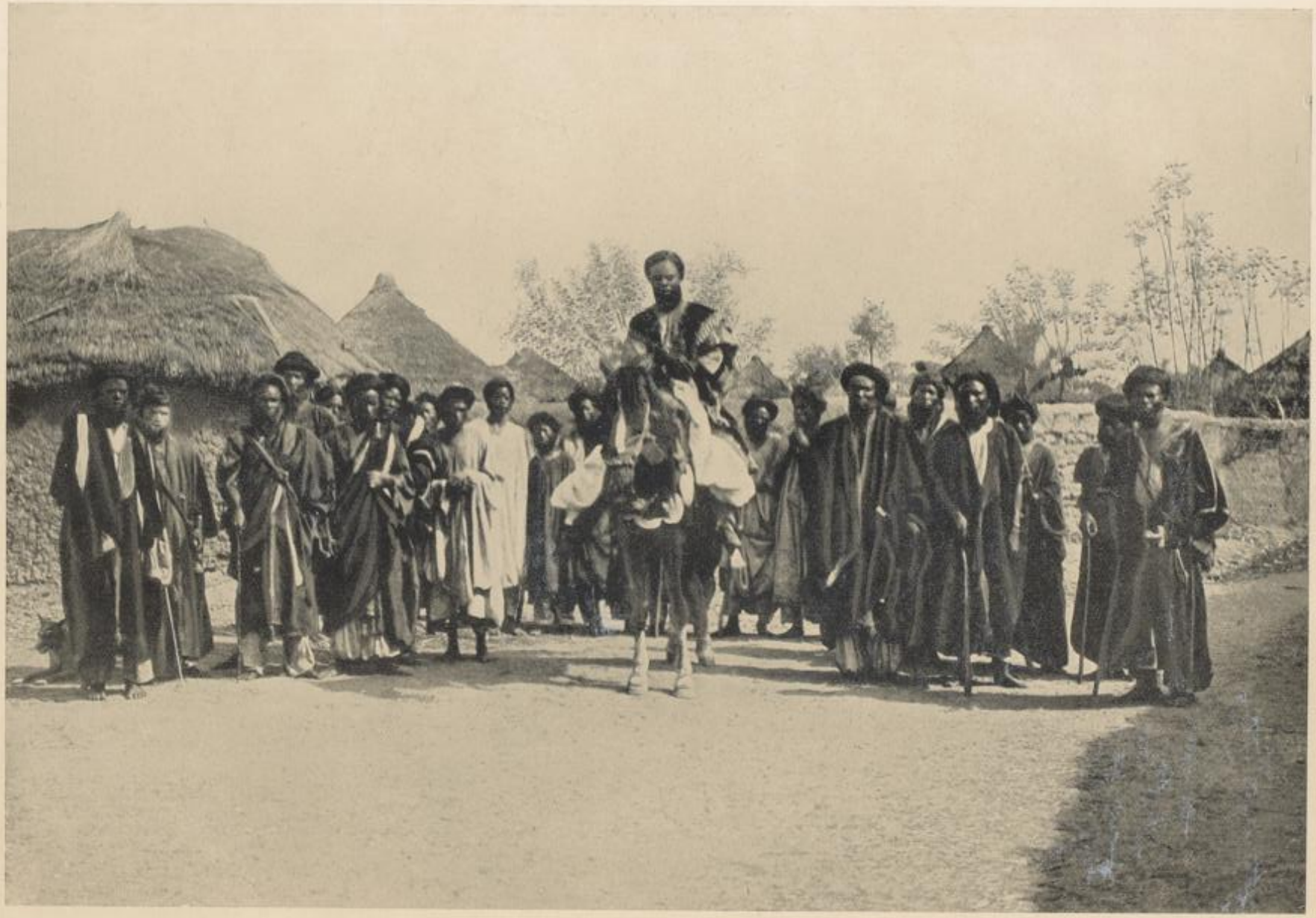


Pracht V

Leo Frobenius phot. 1912

Kamelreiter in Kordofan

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main



Pracht V

Leo Frobenius phot. 1911

Die Schutzleute (Dogari) in Bida (Nupe)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Leo Frobenius phot. 1911

Posaunenbläser des Emirs von Bida

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht V

Der Emir von Bida kommt

Leo Frobenius phot. 1911

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht V

Wattepanzerreiter in Bida

Leo Frobenius phot. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht V

Leo Frobenius phot. 1911

Mann mit Panzerkappe in Bida

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht V

Leo Frobenius phot. 1911

Lanzenkrieger (Nupe)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht V

Leo Frobenius phot. 1911

Lanzenkrieger (Nupe)

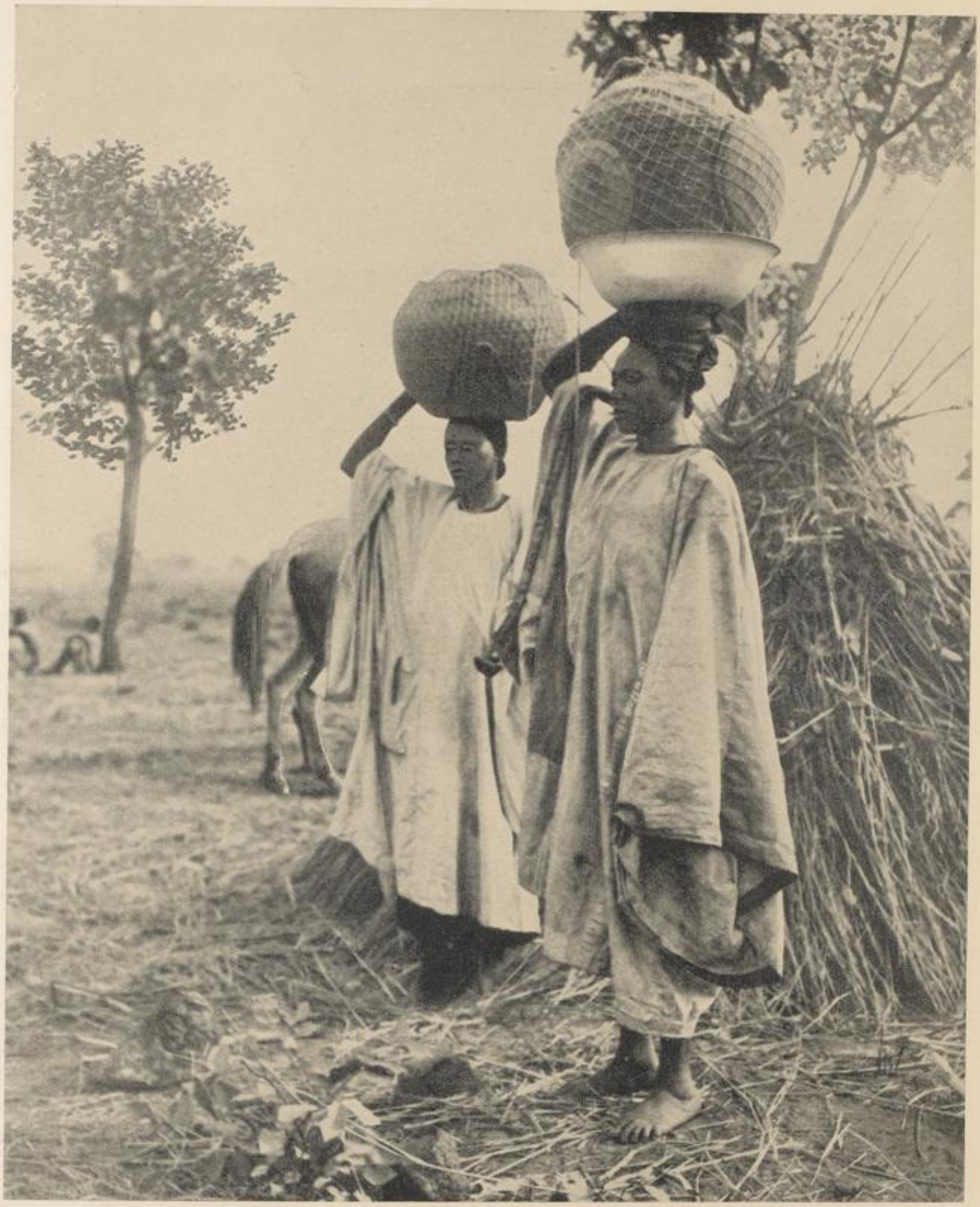
UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht VI

Nomadische Araber in Kordofan

Leo Frobenius phot. 1912

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Pracht VI

Leo Frobenius phot. 1911

Kanohändlerinnen im Aussenlager von Mokwa (Nupe)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Barbiere im Aussenlager von Mokwa

Leo Frobenius phot. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kommen und Gehen vor der Gebetsstunde am Freitag in Bida

Leo Frobenius phot. 1911

Pracht VI

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Freitagsgebet in Bida

Leo Frobenius phot. 1911

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht VI

Leo Frobenius phot. 1911

Freitagsgebet in Bida

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht VI

Busuhändler aus Asben in Mokwa (Nupe)

Leo Frobenius phot. 1911

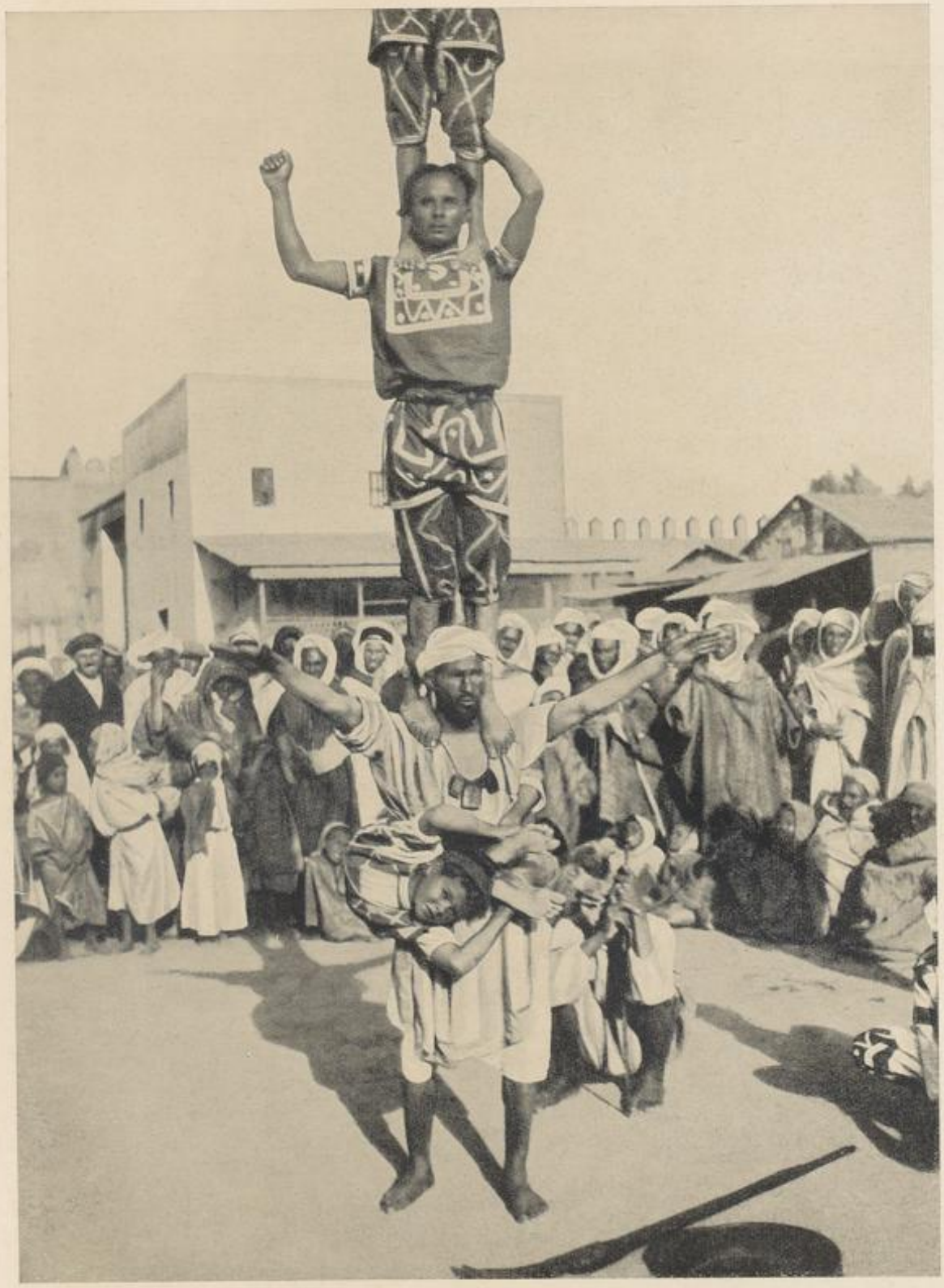
UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Pracht VI

Haussafiedler in Mokwa

Leo Frobenius phot. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

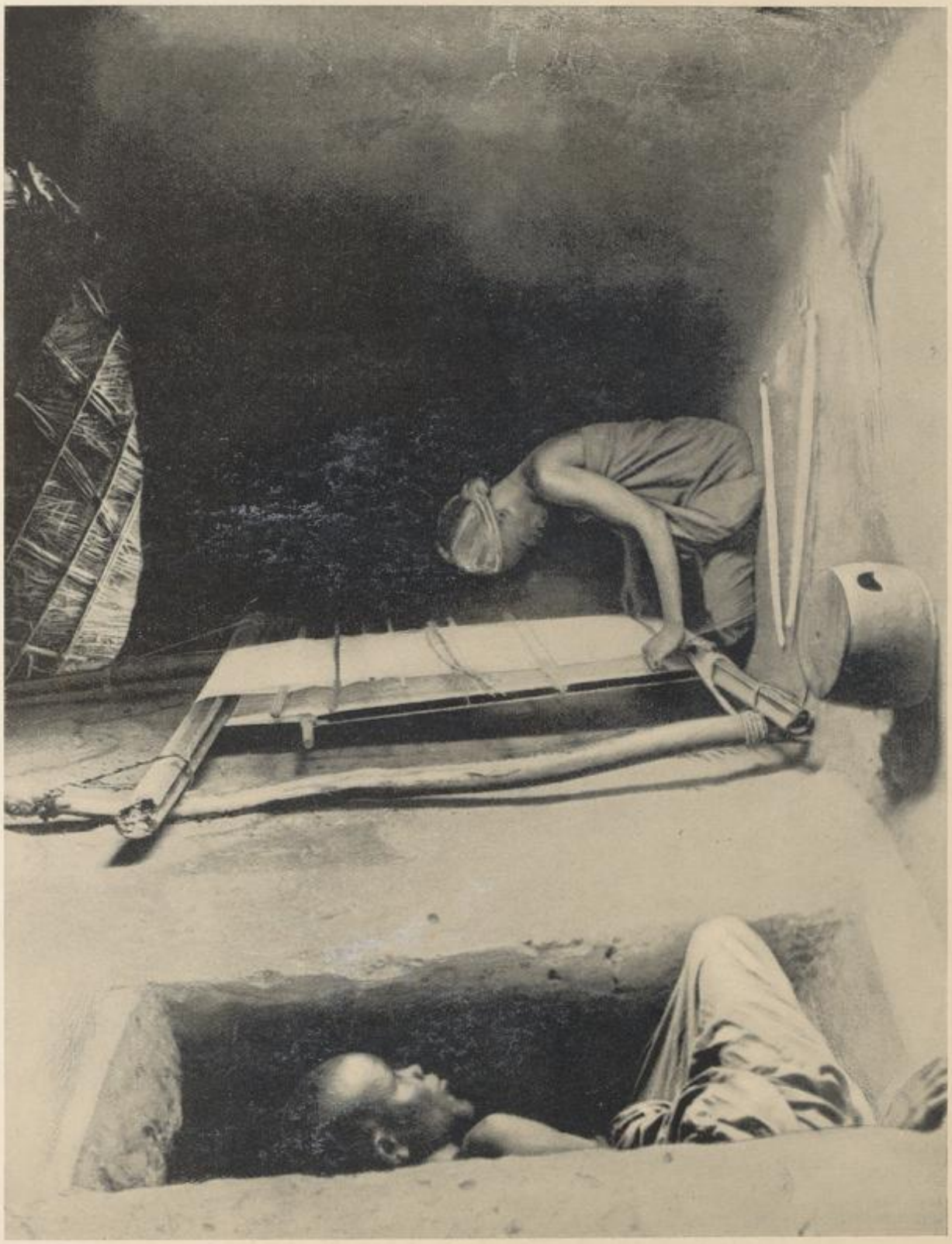


Pracht VI

Leo Frobenius phot. 1914

Udja. N-O. Marokko.
Westmarokkanische Gaukler auf dem Marktplatz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Plüschstoffweberin in Ibadan (Joruba) Leo Frobenius phot. 1910

Freude II

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude II

A. Martius phot. 1912

Garnspüler in Ilorin (Joruba)

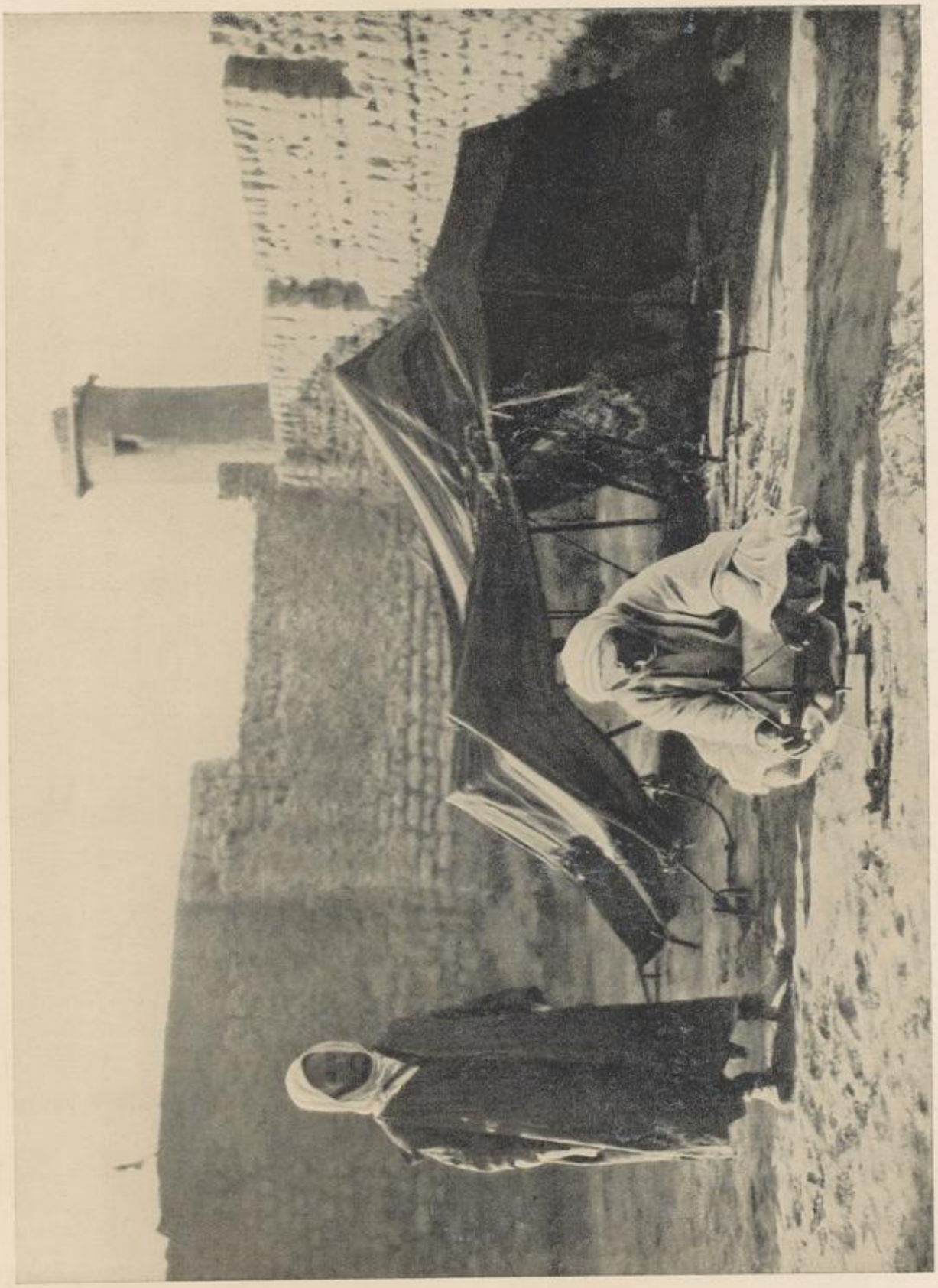
UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Töpferei in Bou-Semghun (Sahara Atlas)

A. Martius phot. 1914

Freude II

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



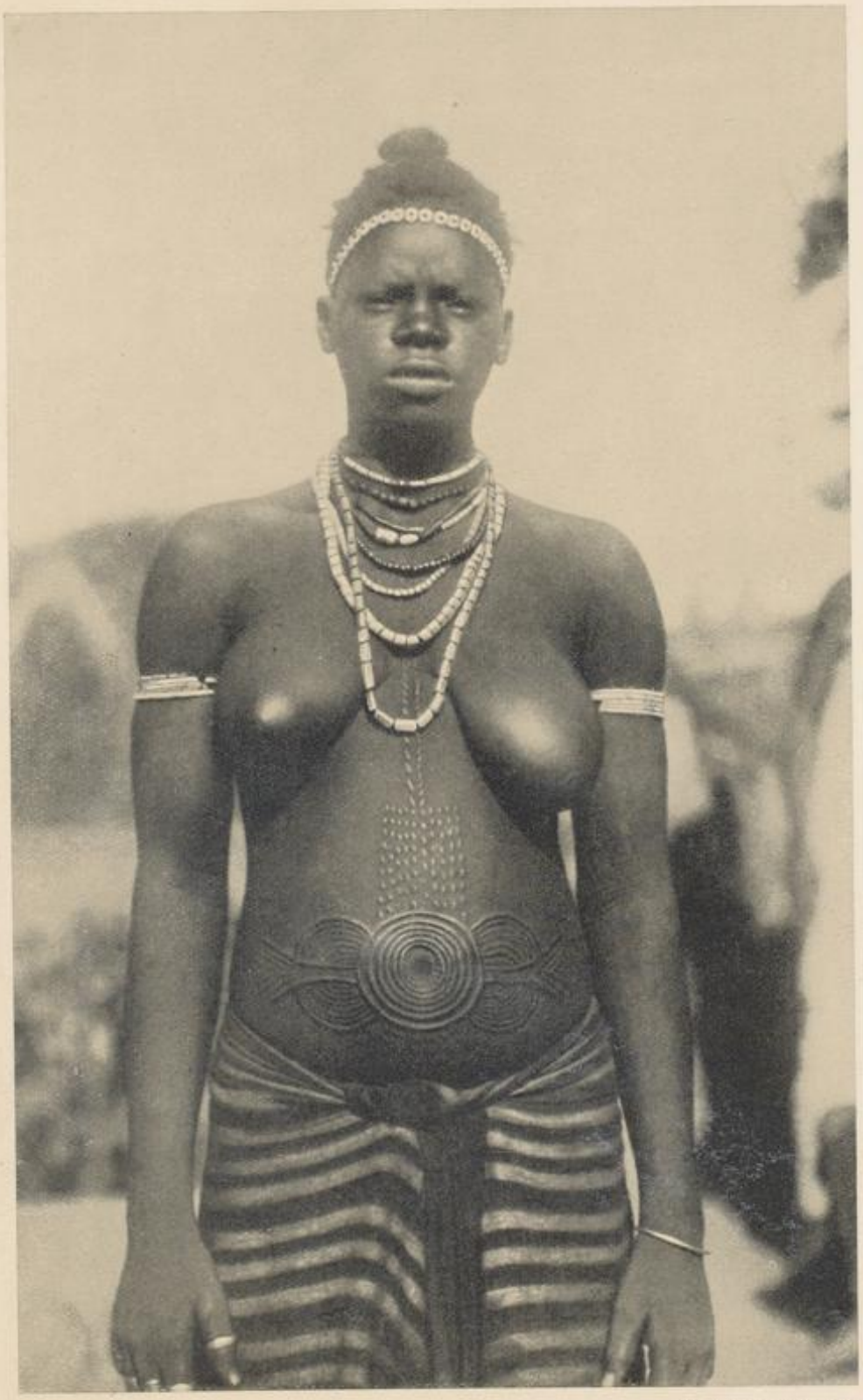
Leo Frobenius phot. 1914

Figuig. Mann mit Drillbohrer

Freude III — Leo Frobenius phot. 1911

Muntschiweiber (vom oberen Benue)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

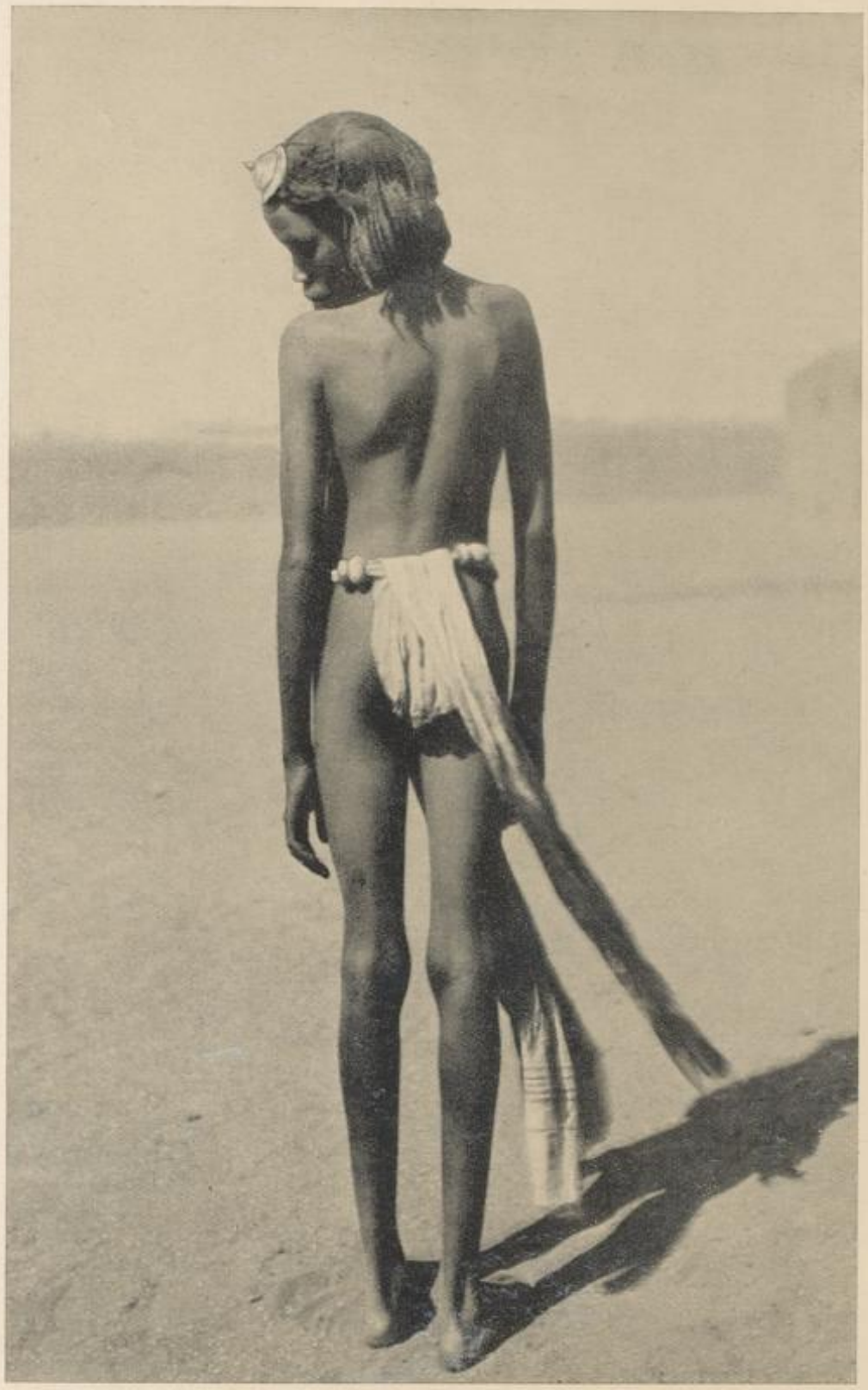


Freude III

Leo Frobenius phot. 1911

Muntschiweib (vom oberen Benue)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

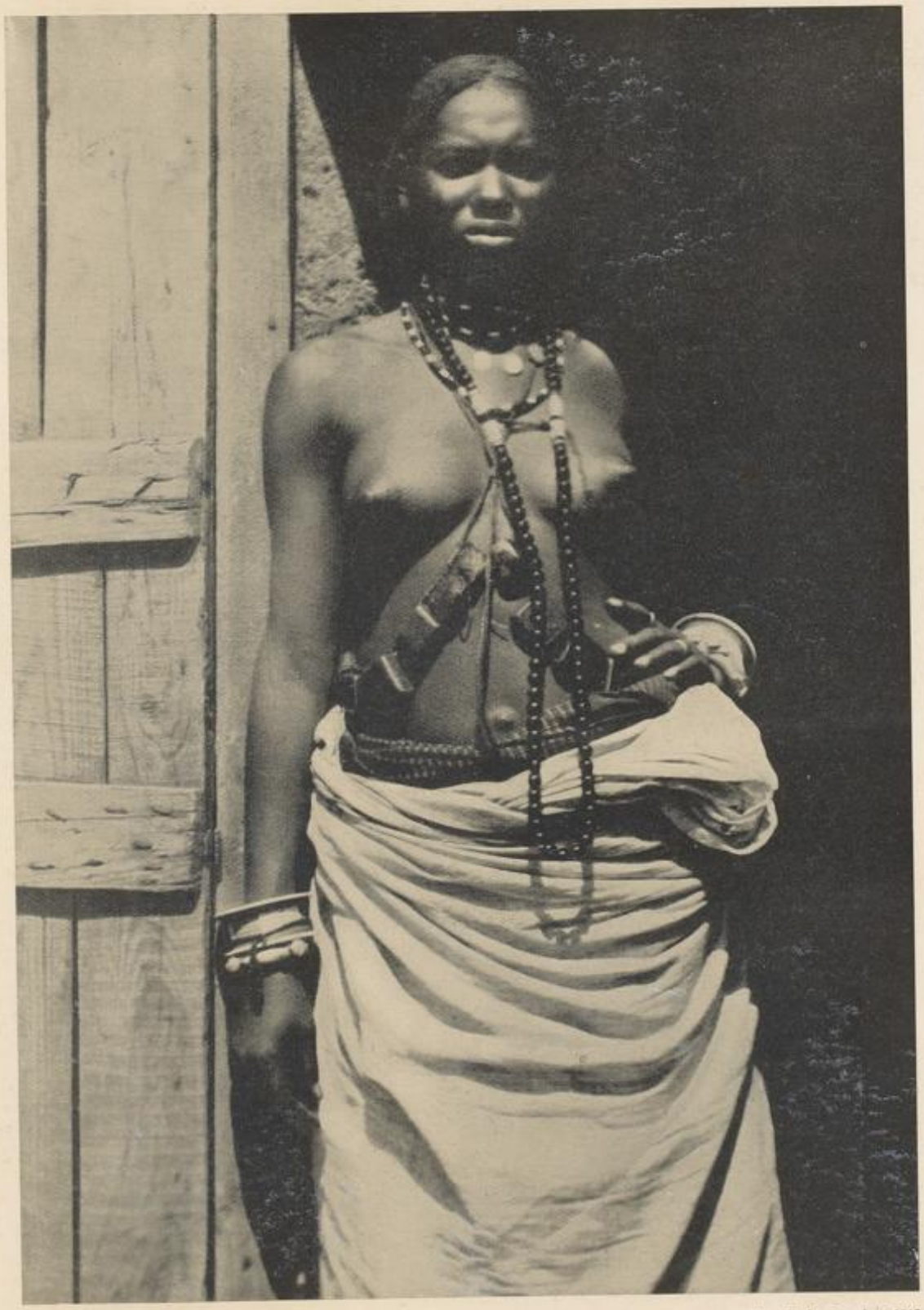


Freude III

Leo Frobenius phot. 1912

Baggaramädchen in El-Obeid (Kordofan)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Freude III

Leo Frobenius phot. 1912

Nomadenmädchen in El-Obeid (Kordofan)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VI

Leo Frobenius phot. 1911

Harfenist in Originaltracht. Durru (Deutsch-Adamaua)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frobe VI

Leo Frobenius phot. 1911

Harfenist in Originaltracht. Durru

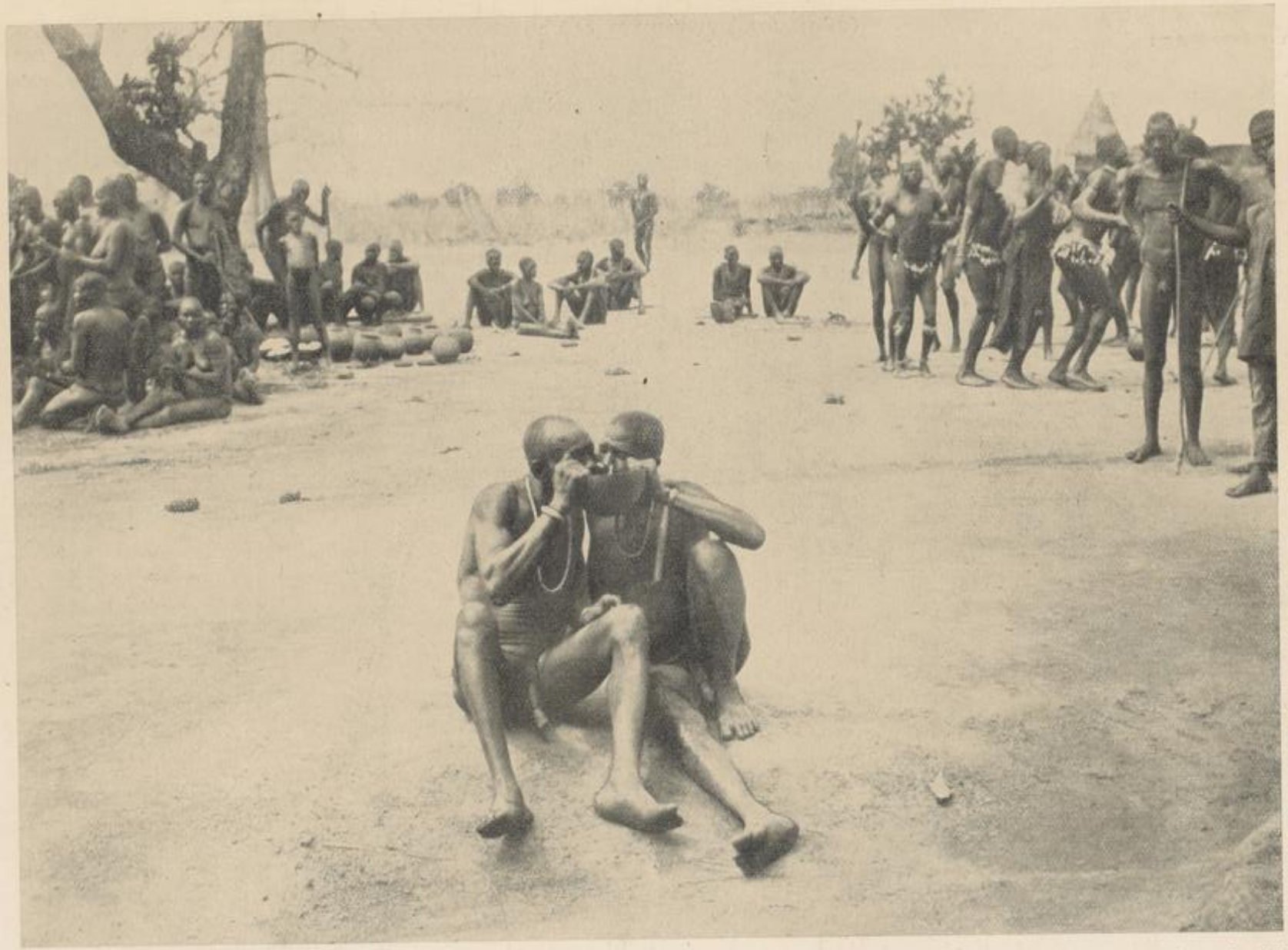
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Flötentänzer der Kredj in El-Orbeid

Leo Frobenius phot. 1912

Frende VII

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Freude VII

Leo Frobenius phot. 1909

Freundschaftstrunk in Tamberma (Nordtogo)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VII

Waffentanz der Tamberma (Nordtogo)

Leo Frobenius phot. 1909

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Freude VII

Leo Frobenius phot. 1909

Mobaleute im Festschmuck und Reigentanz (Nordtogo)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Frende VII

Leo Frobenius phot. 1909

Mobaleute im Festschmuck (Nordtogo)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VII

Leo Frobenius phot. 1912

Baggarafrauen beim Tanz in El-Obeid

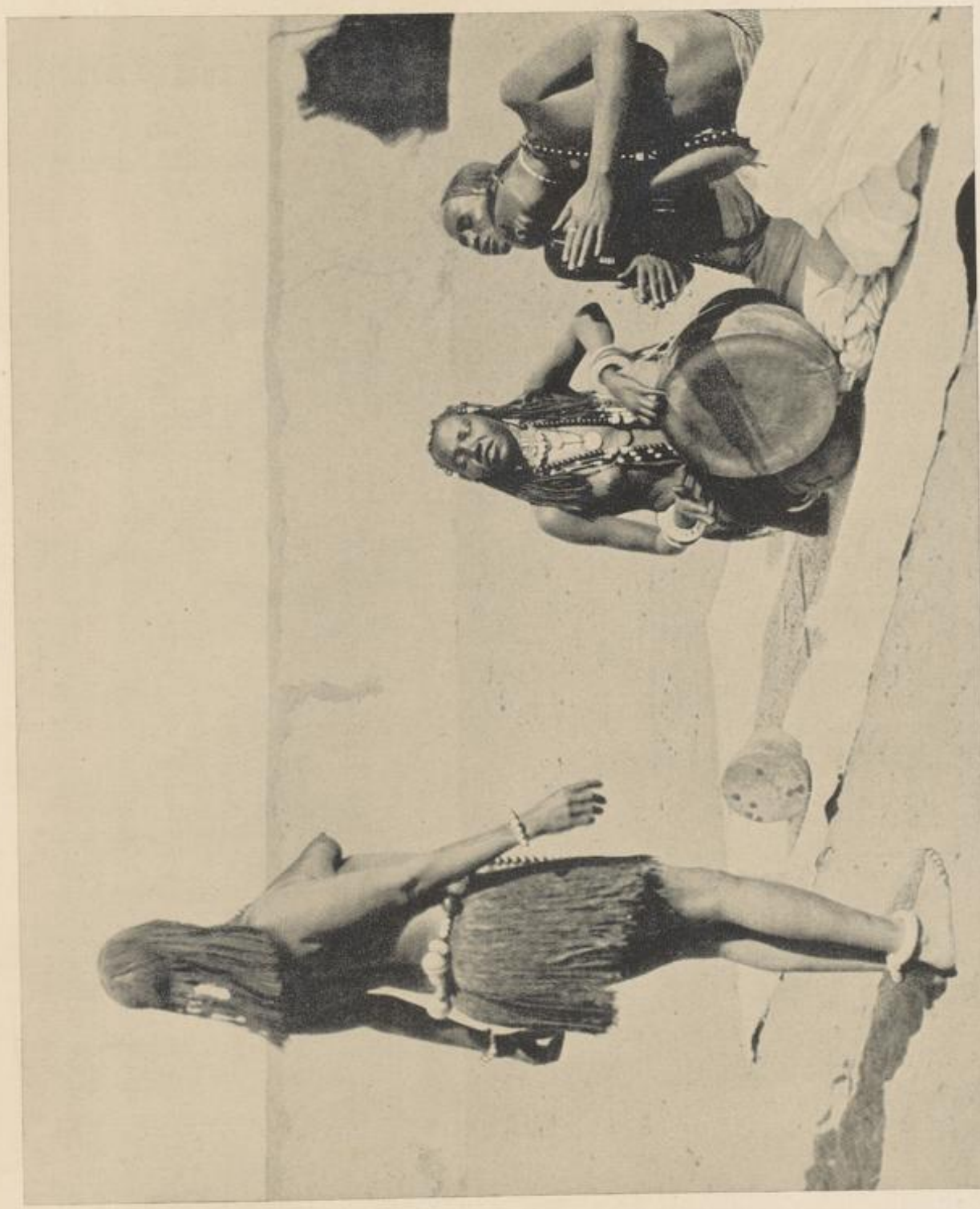
UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Kapelle Nubischer Tänzerinnen

Leo Frobenius phot. 1912

Frauds VII

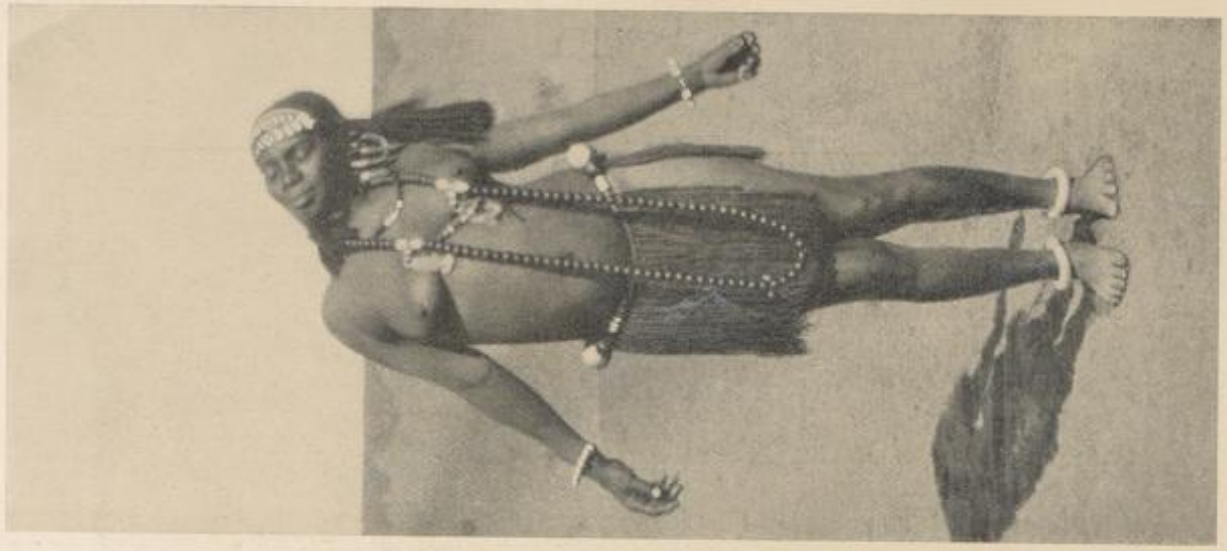
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



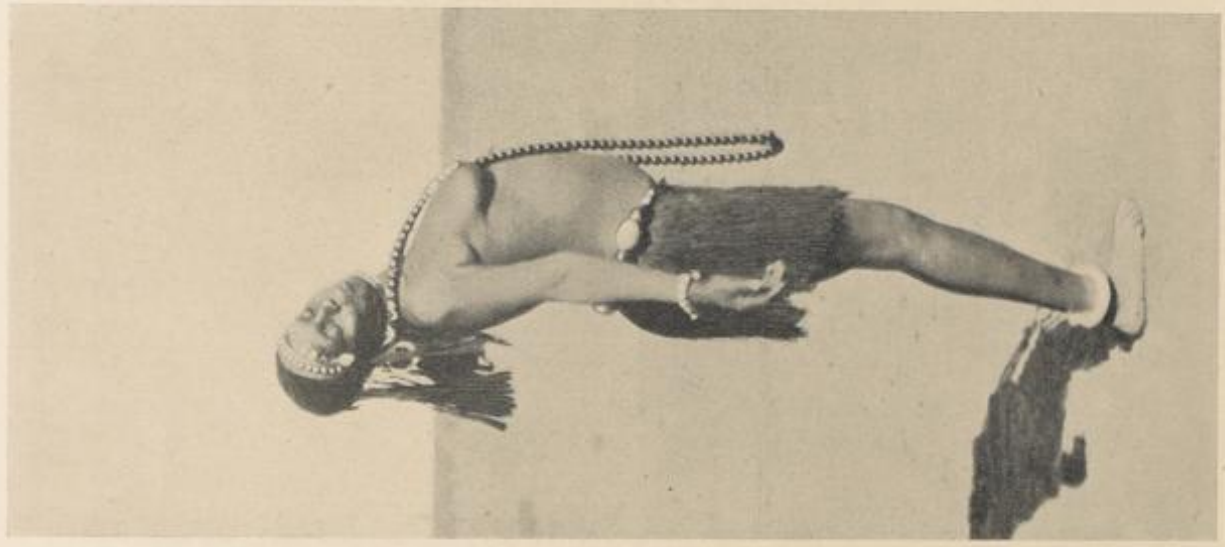
Nubische Tänzerin

Leo Frobenius phot. 1912

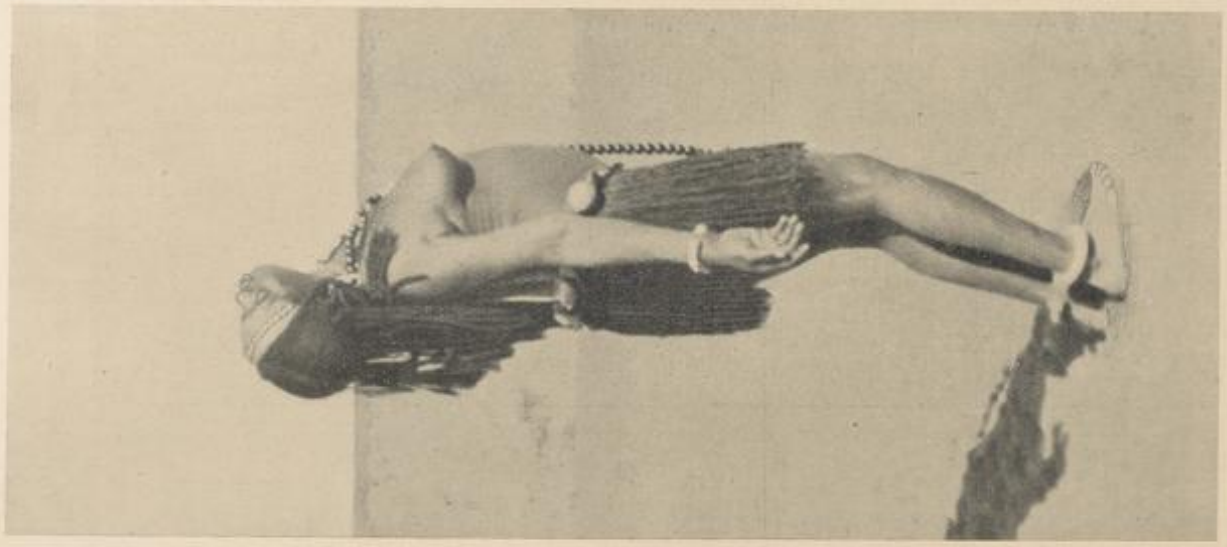
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Leo Frobenius phot. 1912

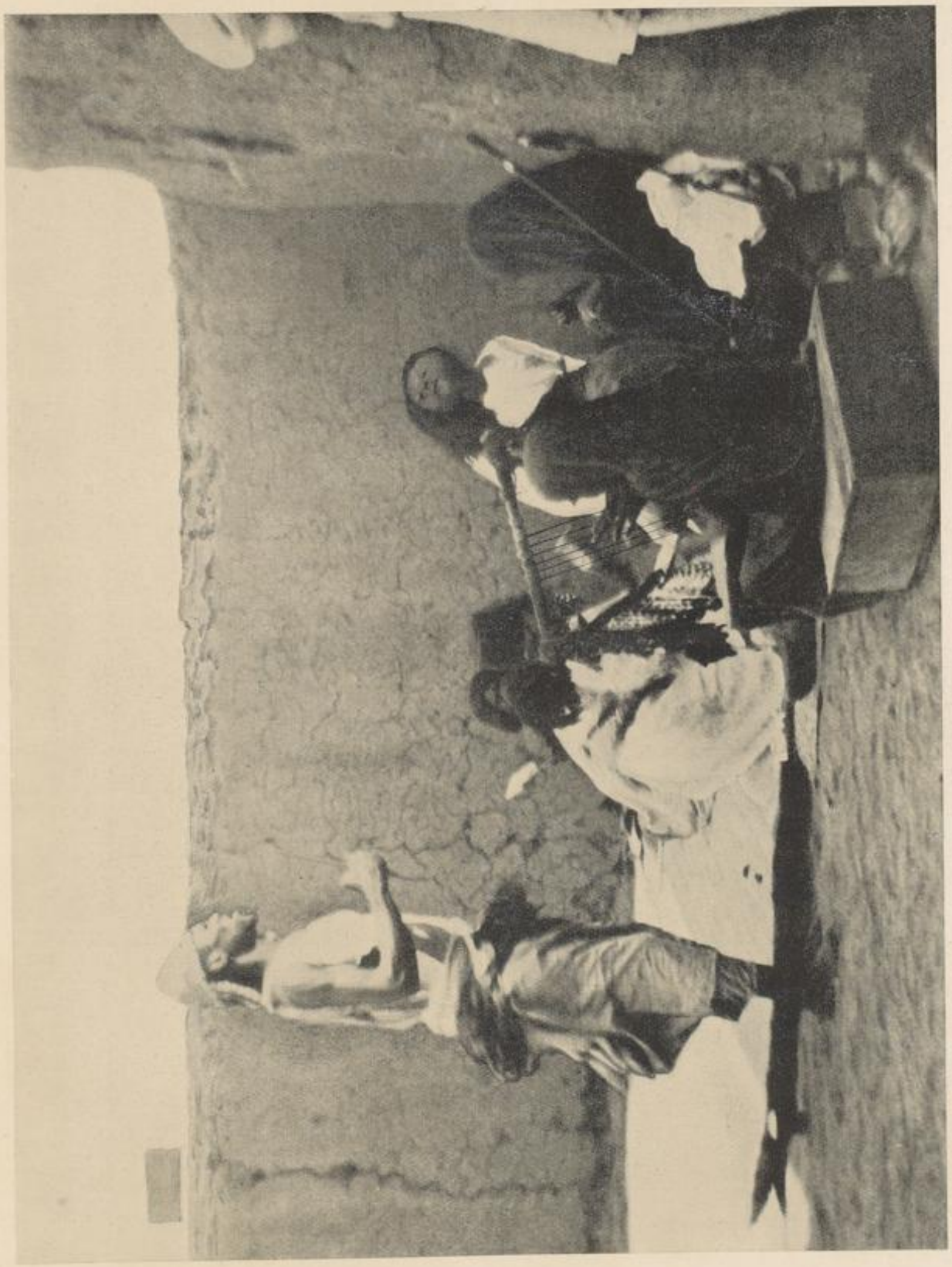


Nubische Tänzerin



Freude VII

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Asartänzer in Omdurman

Editha Frobenius phot. 1912

Freude VII

Freude VIII

Leo Frobenius phot. 1908

Maskentänzer der Mossi Wahigujas

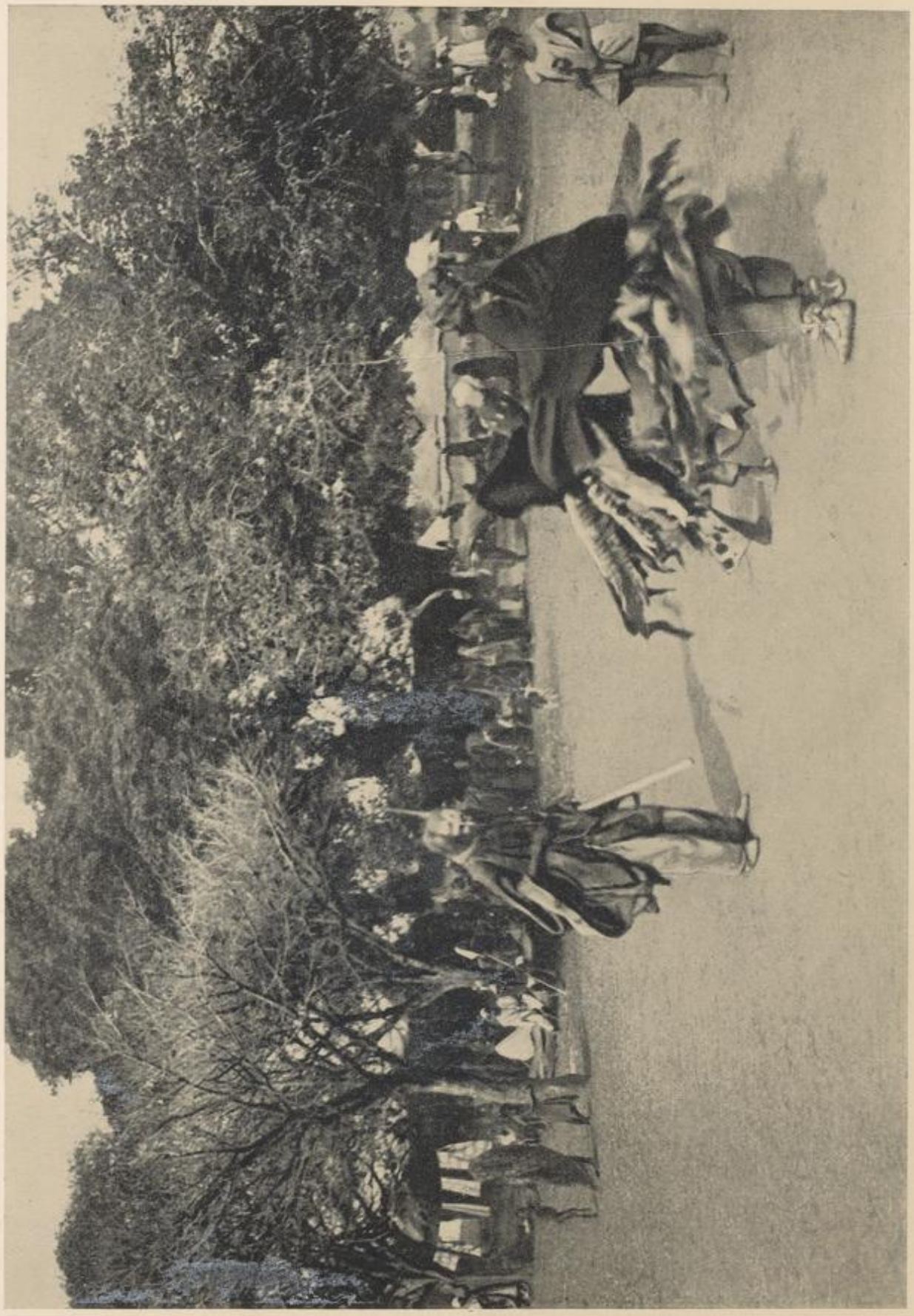
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VIII

Maskentänze der Mossi Wagadugus

Leo Frobenius phot. 1908

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main



Spielmasken in Mokwa (Nupe)

Leo Frobenius phot. 1911

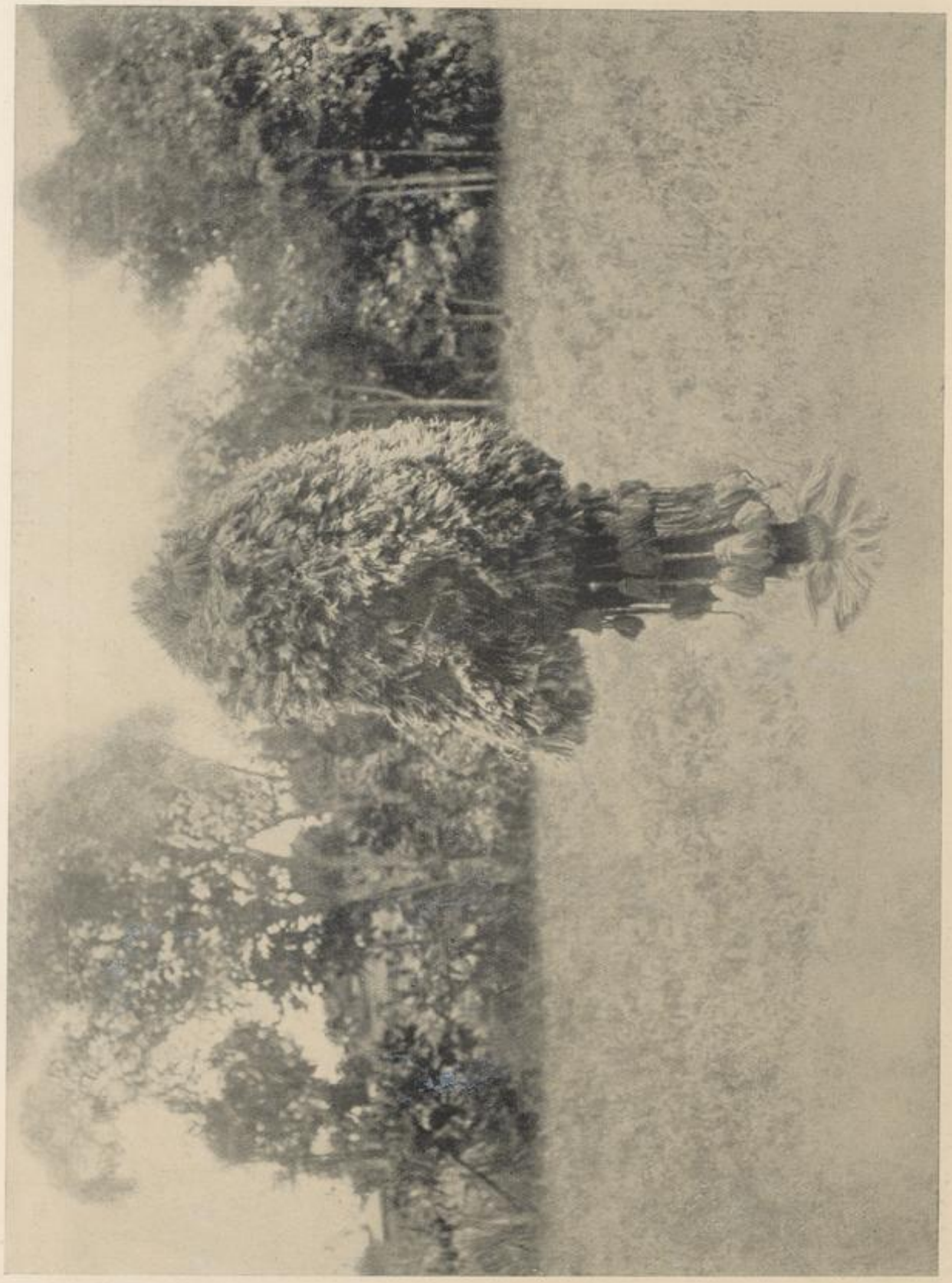
Freude VIII

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leo Frobenius phot. 1908

Dako Boea in Mokwa (Nupe)

Freude VIII



Leo Frobenius phot. 1911

Dan Konkam der Ankwe (engl. Nigerien)

Frende VIII

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VIII

Leo Frobenius phot. 1911

Dan-Konkam der Ankwe (engl. Nigerien)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Freude VIII Leo Frobenius phot. 1914

Figuig. Frühlingsmaskenspiel in El Maiz (Saharaatlas, Marokko)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Szenen des Lagerlebens

Fr. Nansen des. 1908

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Fr. Nansen des. 1908

Mauren und Marktszene in Timbuktu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Marktszene in Bida

C. Arriens des. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Busu; Mann aus dem Gebiet zwischen Adrar und Gober.

C. Arriens des. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Sambermaspielmann mit Laute

C. Arriens des. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Sambermaspielmann mit Flöte

C. Arriens des. 1911

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pracht VI

Schlangenbändiger in den Haussaländern

C. Arriens des. 1911

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude II

Weber in Kontscha (Adamaua)

C. Arriens des. 1911

UB
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C.A.
BIDA. 31.III.11.

Freude I.

C. Arriens des. 1911

Bronzetreiber in Bida, Nupe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C. Arriens des. 1914

Freude II

Knabe mit Steinstössel für Kerne in Figuig (Südostmarokko)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frauen aus Tagit Mehl mahlend
gallgelbes Kopftuch, reichen Silberschmuck im Haar
dunkelblaugrüner Umhang –

Norb. v. Stetten 1914

Freude II

Norbert v. Stetten del. 1914

Frauen aus Taghit; Mehl mahlend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C. Arriens pinx. 1911

Freude III

Kostümstudien aus den Koarraländern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C. Arriens pinx. 1911

Freude III

Kostümstudie aus den Koarraländern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

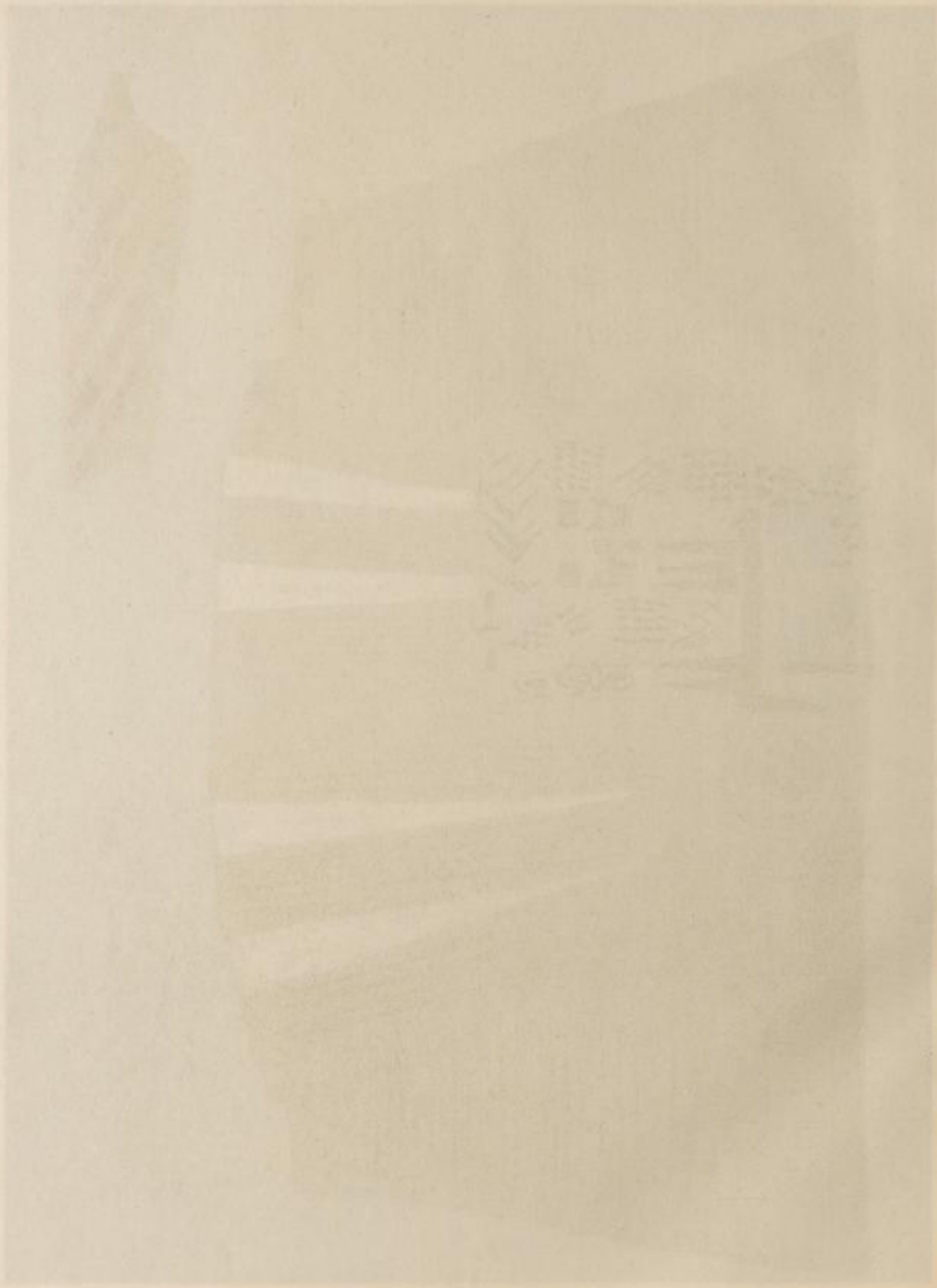
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

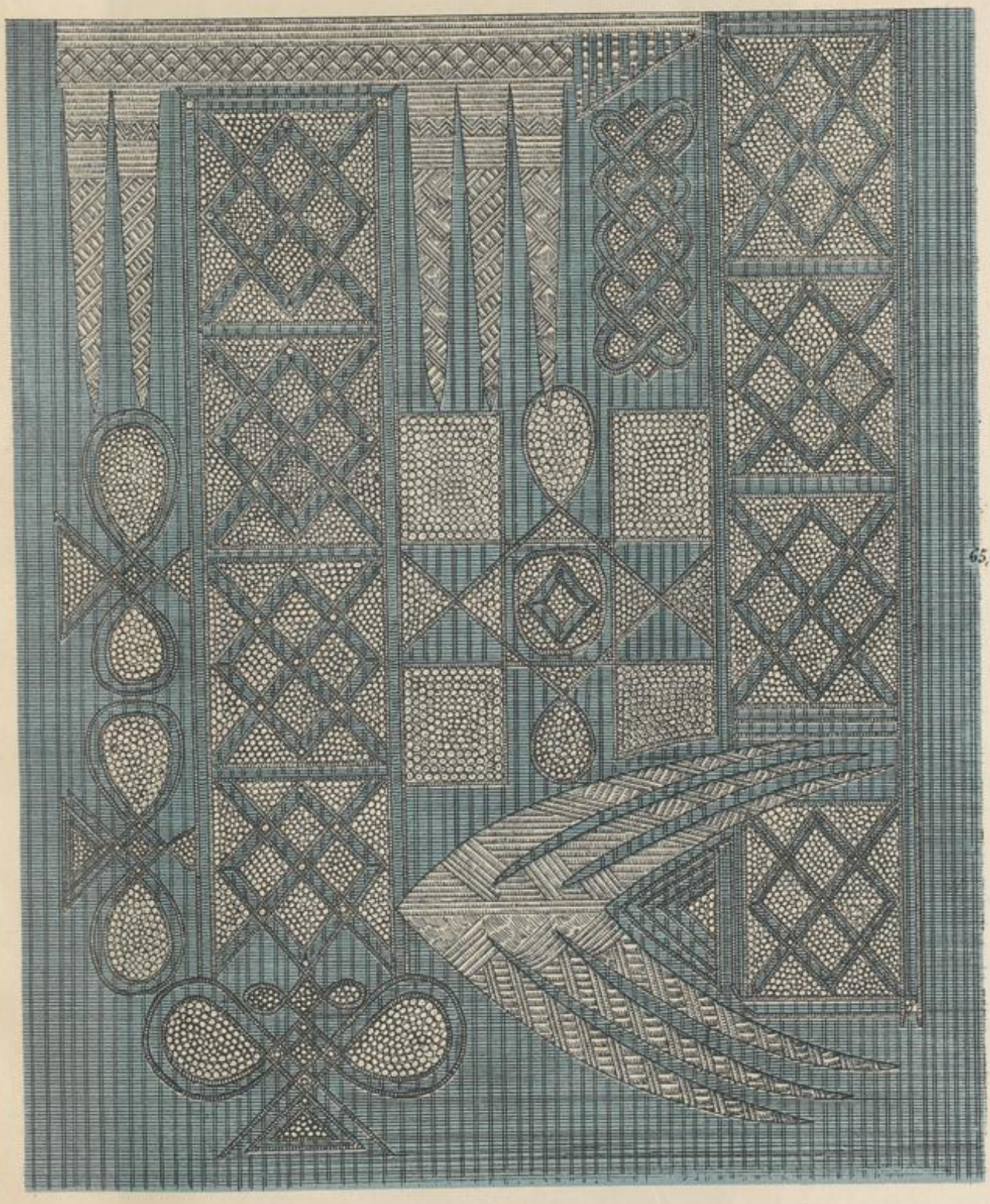
Kostümstudie aus den Koarraländern

C. Arriens pinx. 1911

Freude III

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



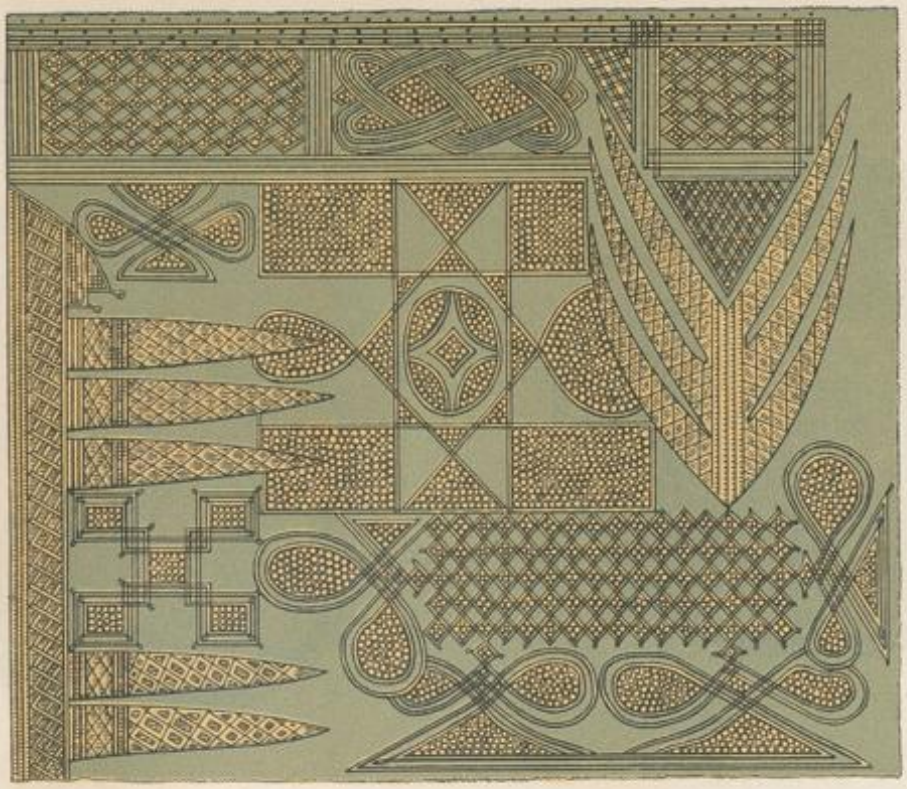


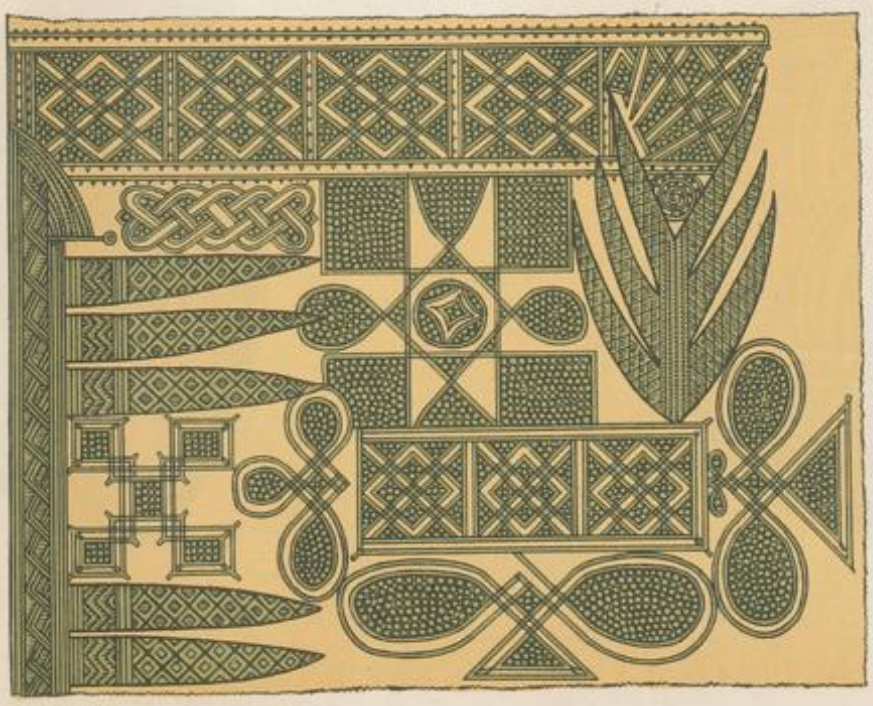
Freude III

Gestickte Tasche einer Nupe-Tobe aus Bida (Englisch Nord-Nigerien)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main





Freude III

Gestickte Taschen von Nupe-Toben aus Bida

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Adamaua-Kalebassen

Freude III

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude III

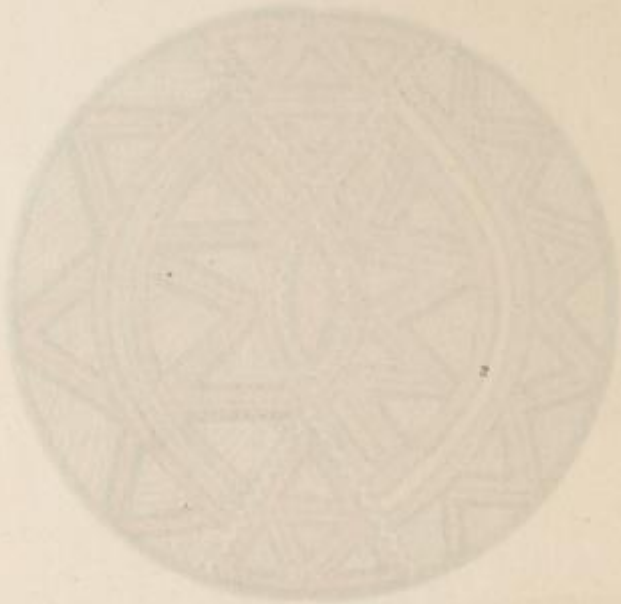
Adamaua-Kalebasse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

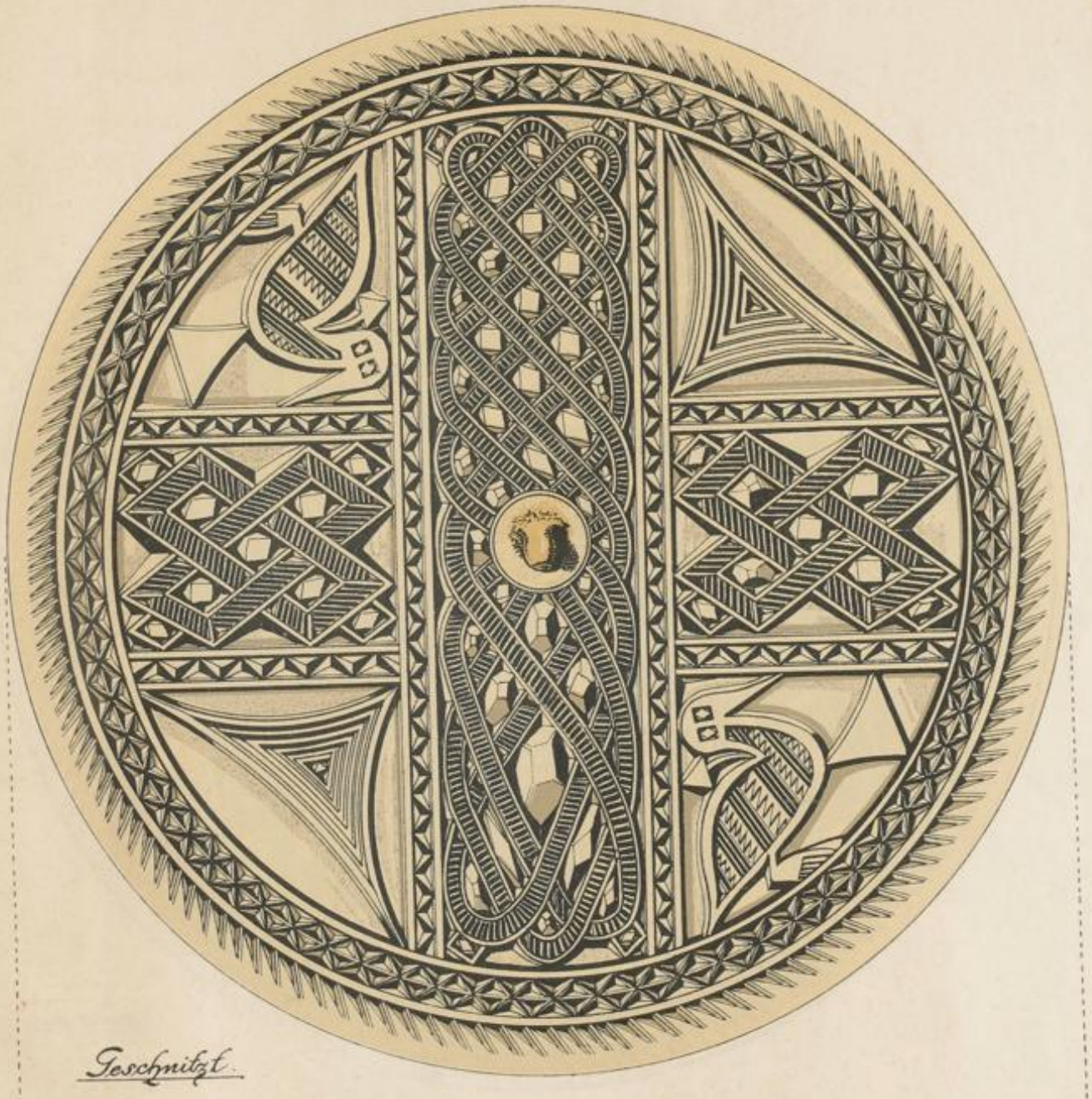
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Adamaua-Kalebassen

Freude III



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Geschnitzt.

Oberkalebasse. (Deckel.)

25.50 cm.

Freude III

Atakpame-Bezirk (Togo): Oberkalebasse (Deckel)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

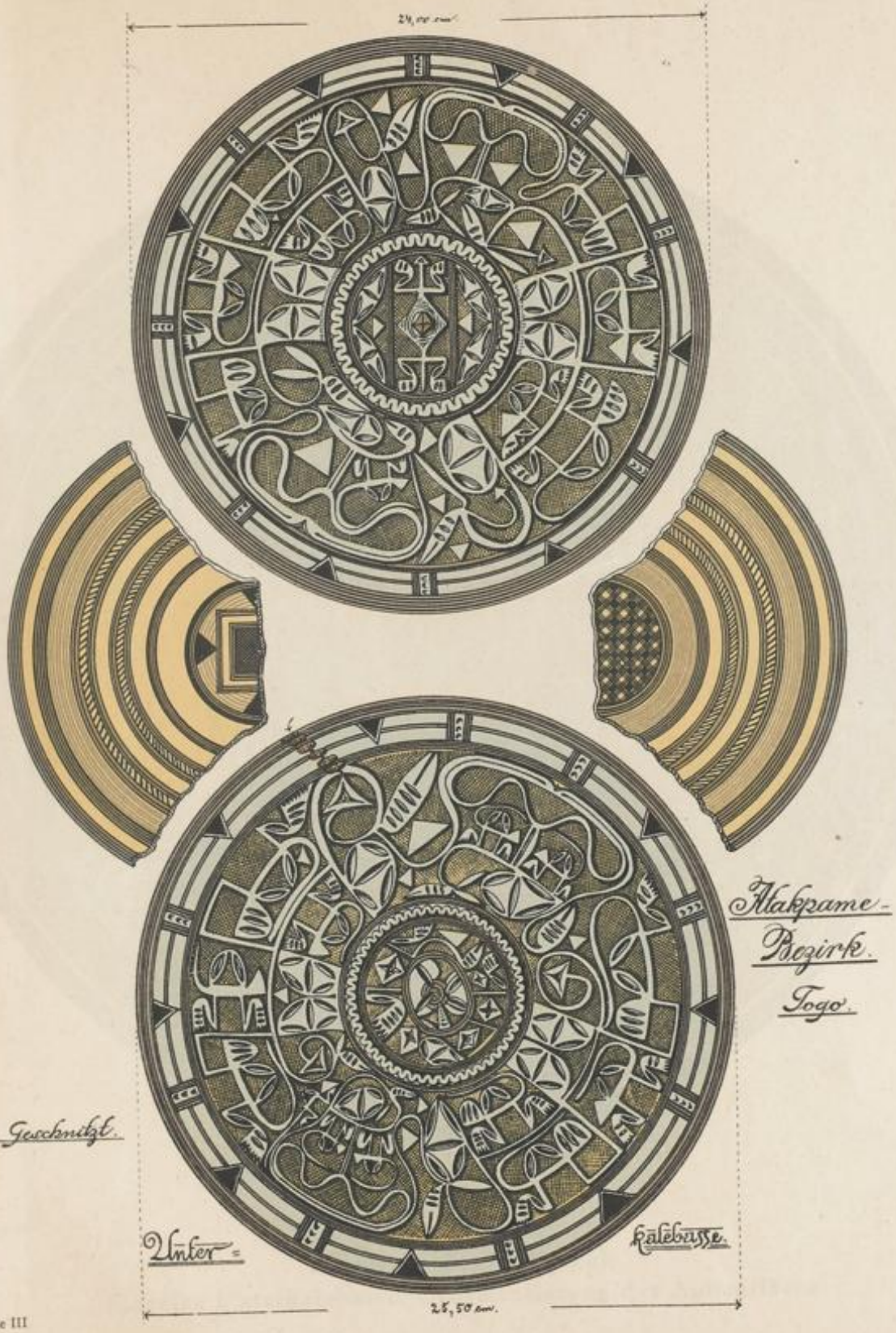
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude III

Atakpame-Bezirk (Togo): Unterkalebasse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Freude III

Atakpame-Bezirk (Togo): Oberkalebasse (Deckel); Innenansicht der Oberkalebasse; Unterkalebasse; Innenansicht der Unterkalebasse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

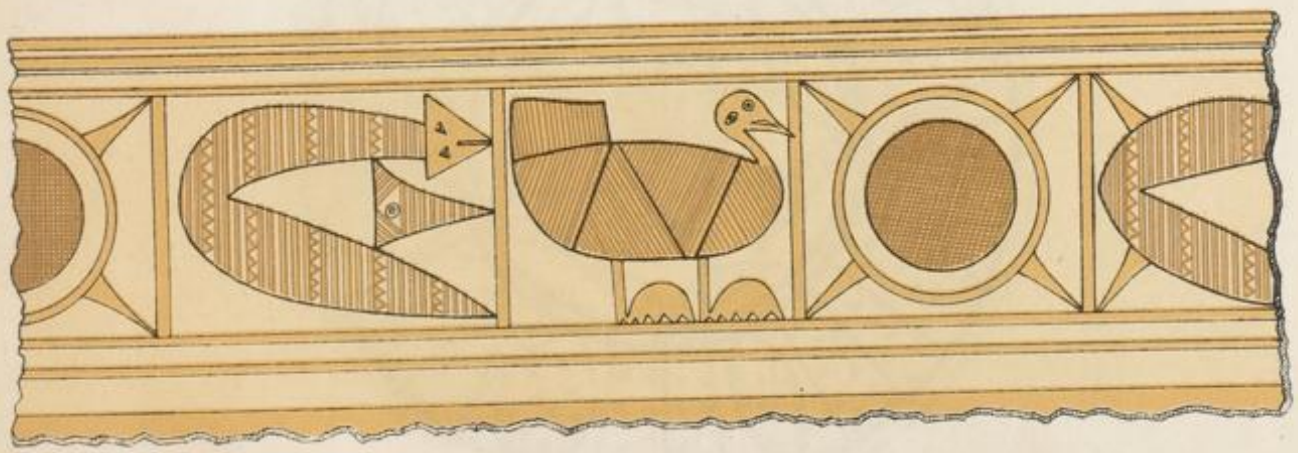
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude III

Atakpame-Bezirk (Togo):
Einzelne Unterkalebasse, Ornamentierung der Außenfläche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

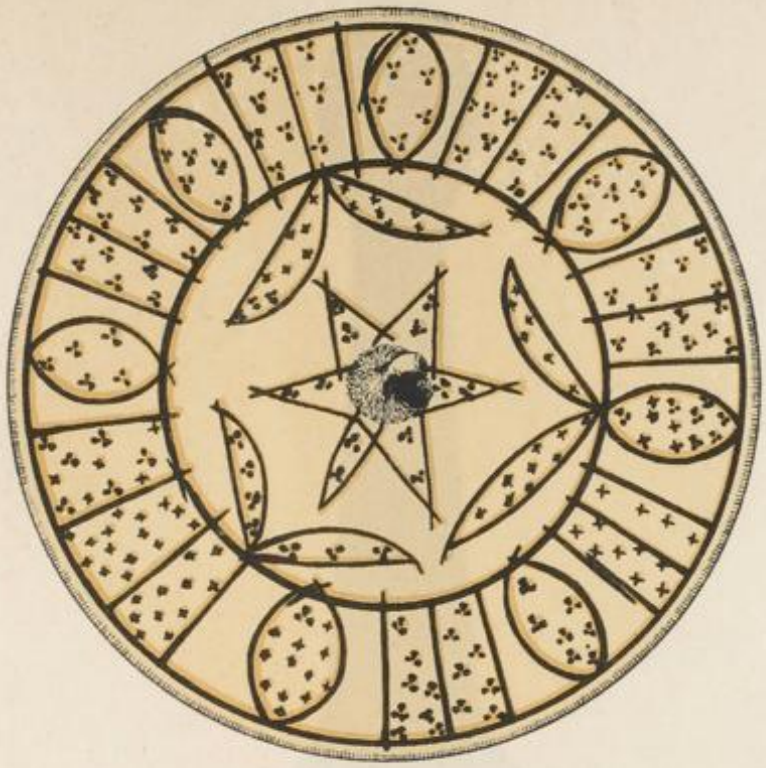
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

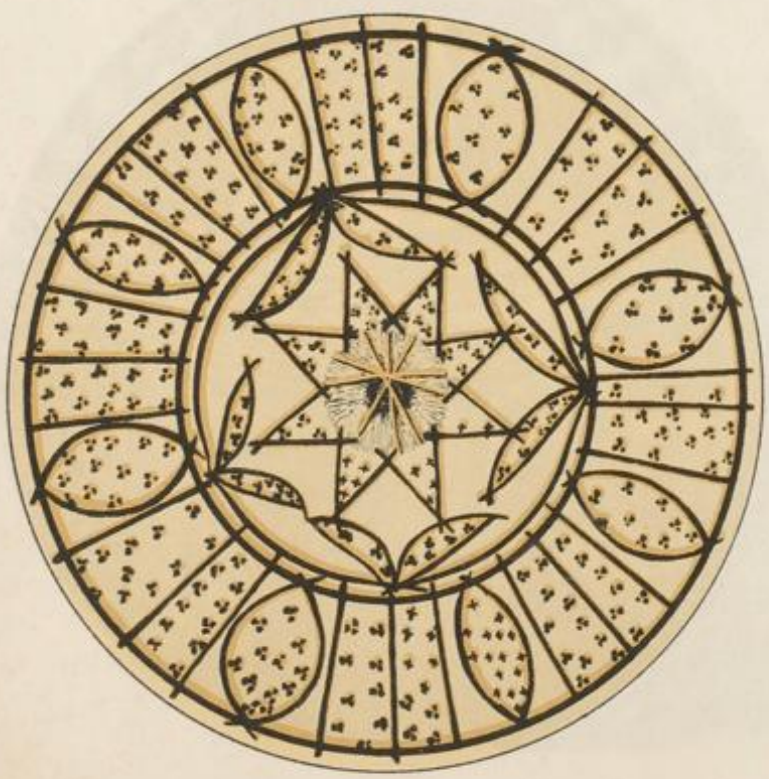


Aus Bussa am Niger (Nord-Nigerien):
Deckel, Ornament zur Unterkalebasse; Geschabte Ornamente

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

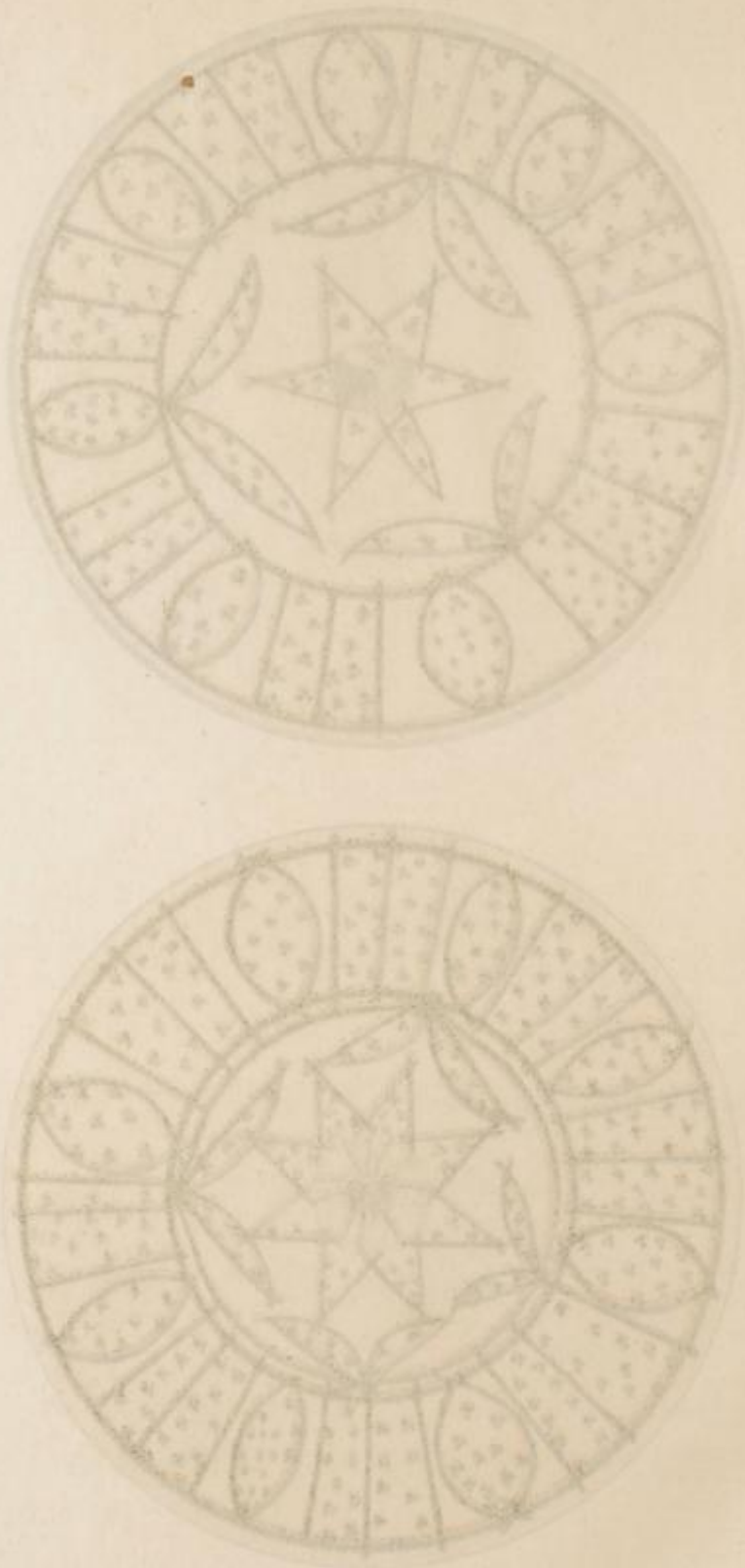




Freude III

Atakpame-Bezirk (Togo):
Oberkalebasse (Deckel); Unterkalebasse (Außenaufsicht) gebrannt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Freude III

Bierkalebasse aus Bussa am Niger (Nord-Nigerien): Geschabtes Ornament

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tanzfest der Moba in Nord-Togo

Freude VII

Tanzfest der Tamberma in Tapunte (Nord-Togo)

Fr. Nansen des. 1909

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C. Arriens pinx. 1911

Freude VIII

Maskierte vom Krokodilsklan; Weib und Mann

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude VIII

C. Arriens pinx. 1911

Maskierte der Ankwe (Nord-Nigerien)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

UB Frankfurt
57 099 615

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ZFB:2 Entsäuerung
2020

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main